

* Pol. g. *

1045

7^e.

Vom Staate.

Abhandlungen über den biologischen Aufbau,
die naturgesetzliche und geschichtliche Entwicklung von
Volk und Staat.

Von

Dr. Mathieu Schwann,

Archivar des Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchivs in Köln.



Essen.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung.

1918.



Veröffentlichungen des Archivs
für
**Rheinisch-Westfälische
Wirtschaftsgeschichte**

Band I: **Rumpmann, Dr. Karl:** Die Entstehung der Rheinischen Eisenbahngesellschaft (1830—1844). Preis geb. in Ganzleinen M. 9.60.

Band II: **Boerner, August:** Kölner Tabakhandel und Tabakgewerbe (1628—1910). Preis geb. in Ganzleinen M. 7.20.

Band III—V: **Schwann, Dr. Mathieu:** Ludolf Camphausen. 3 Bände. Preis geb. in Ganzleinen zusammen M. 28.80. (Einzelne Bände werden nicht abgegeben.)

Band I behandelt Ludolf Camphausen als Wirtschaftspolitiker. Mit dem Bildnis L. Camphausens in seinen älteren Jahren.

„ II bringt die Denkschriften, Wirtschaftspolitischen Arbeiten und Briefe Ludolf Camphausens. Mit einem Bildnis L. Camphausens nach einer Zeichnung im Jahre 1848.

„ III behandelt Ludolf Camphausen als Mitglied und Vorsitzender der Kölner Handelskammer. Mit einem Bildnis L. Camphausens zu seiner Zeit.

Dem III. Bande (Band V der „Veröffentlichungen“) hat der Verfasser und Herausgeber ein ausführliches Sach-, Personen- und Localregister beigegeben.

In Vorbereitung befinden sich:

Band VI: **Mönckmeier, Dr. Wilhelm,** Die Geschichte des Hauses Farina.

„ VII: **Kurz, Dr. August,** Die Geschichte des Rheinischen Seilergewerbes (auf Grund der Bunftakten im Historischen Archiv der Stadt Köln und den Akten der Firma Felten & Guilleaume).

„ VIII: **Poppelreuter, Dr. Richard,** Die Geschichte einer Rheinischen Großbank (Barmer Bankverein, Hinsberg, Fischer & Co.).

Es wird damit gerechnet, daß vorstehend erwähnte Bände noch im Laufe des Jahres zur Veröffentlichung gelangen können. In welcher Reihenfolge und ob mit Zwischeneinschiebung anderer in Aussicht genommener Veröffentlichungen, muß vorbehalten bleiben.

Ausführliche sehr günstige Besprechungen über die bereits Bände liegen vor.

Pol. g. 1045²

Schwann

Vom Staate.

Abhandlungen über den biologischen Aufbau,
die naturgesetzliche und geschichtliche Entwicklung von
Volk und Staat.

Von

Dr. Mathieu Schwann,

Archivar des Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchivs in Köln.

Motto: Das Edelste nur muß dort sein, wo
wir verehren und lieben sollen, auch wenn es
das böse Geschick unserer Natur wäre, selber
in keiner Weise edel sein zu können.



Essen.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung.

[1918.]





<36625225650013

S

<36625225650013

KV

Bayer. Staatsbibliothek

Meinem alten Kameraden vom Königlich Bayerischen Infanterie-
Leibregimente, dem lieben Freunde und treuen Gesundheitshelfer,

Herrn Sanitätsrat Dr. med. Josef Rosengart

in Frankfurt am Main

in inniger politischer Gegnerschaft

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Aus langjährigen Studien und Arbeiten zur politischen Selbstklärung erwachsen mir vorliegende Abhandlungen: Die allwärts aufsteigende Unklarheit in der Zeit des verschärften Kampfes und besonders des Weltkrieges zwangen mich zur Niederschrift meiner Gedanken und Erkenntnisse. Ein erstmaliges Hervortreten mit ihnen in einer Reihe von Vorträgen, wo ich meine Anschauungen vertrat, die sich daran knüpfenden Fragen und Unterhaltungen ließen das Interesse erkennen, das heute in vielen Kreisen an einer gründlicheren Aufklärung waltet.

So gebe ich diese Abhandlungen einer weiteren Öffentlichkeit hin mit der Absicht und dem Willen, ihnen seinerzeit weitere, systematische und methodische Ausführungen folgen zu lassen, worin namentlich die bisherigen Hauptlehren vom Staate ihre eingehende Berücksichtigung finden sollen. Ein Versprechen — eine Hoffnung — aber da die Liebe zu unserem Volke sie trägt und seine glückliche Entwicklung in der Zukunft mein Leitstern ist, erfasse ich das Versprechen als Verpflichtung für mich und halte an der Verwirklichung meiner Hoffnung mit aller Lebenskraft fest. Im Dienste für Preußen und Deutschland!

Köln im Juli 1918.

M. Schwann.

Vom Staate,

seinem biologischen Aufbau und seiner geschichtlichen,
naturnotwendigen Entwicklung.

Einleitung.

„Wenn ein achtzehnjähriger Leutnant eine ganze Kompagnie führen kann, so wird wohl ein einundzwanzigjähriger Jüngling auch wählen können.“ — So soll der Abgeordnete Leinert in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. Februar 1917 sich geäußert haben (Kölnische Zeitung). Liest man eine solche Meinung und hält man sie nicht für ein schnell hingeworfenes Wort, das man nicht auf die Goldwage legen soll, so ist man erstaunt über die darin sich aussprechende Kindlichkeit. Man ist um so mehr darüber erstaunt, als doch gerade die Gebildeten der Sozialdemokratie so stolz auf ihre wissenschaftlichen Grundlagen sind, auf ihre Kenntnis der Entwicklungslehre, stolz auch — und das mit Recht — auf die Menge „gelernter Arbeiter“, die zu ihren Anhängern zählen. Man kann sich die Widerlegung leicht machen, indem man darauf hinweist, daß der 18jährige Leutnant wenigstens in obigem Falle „der Gelernte“ ist. Er hat das Führen einer Kompagnie gelernt; das dazu gehörige Formale ist ihm beigebracht worden, so daß er da Bescheid wissen sollte. Die Praxis allerdings und die Erfahrung hat er nicht und er kann sie nicht gleich einem regelrecht erwachsenen Hauptmann haben. Dafür aber hat er etwas Anderes: er ist im Geiste des Offiziers erzogen worden, des Mannes, der einmal Beispiel und Vorbild in jeder Gefahr auf Leben und Tod sein soll. Und mit diesem Geiste und Willen in den Ernstfall hinausgestellt, wird die jugendliche Begeisterung ihm zugleich mit der Not helfen, die nicht nur Beten, sondern auch Denken und Handeln lehrt, ein wirklicher Führer zu sein. Mancher der kampf- und schlachtenerfahrenen Männer, da um ihn herum, würde vielleicht praktisch und erfahrungsgemäß die Sache anders, vielleicht gar besser machen, als er, denn auf diesem Gebiete gehören die Kämpferproben ja auch zu den „Gelernten“, aber in vielen anderen Dingen, die doch auch noch zum Offizier gehören, blieben sie „ungelernt“.

Der 21 jährige Jüngling dagegen, der da wählen soll, ist in den allermeisten Fällen ein — Unsinn. Vom Staate weiß er kaum etwas, nichts von seinem Wesen und seiner Entwicklung; von den Parteien kennt er nur bruchstückweise dies oder jenes; von den Personen, zwischen denen er wählen soll, weiß er gar nichts als höchstens die Anfeindungen, Verdrehungen, Anpreisungen, die der Wahlkampf erzeugte. Wählen also kann er gar nicht, sondern höchstens stimmen. Und da steht dann sofort die Frage auf: Handelt es sich denn noch um ein Wahl- oder nur noch um ein Stimmrecht? Und wäre es dem Stolze und dem Selbstbewußtsein einer Partei angemessen, die in allen andern Dingen stets auf ihre „Bildung“, auf ihr vorgeschrittenes Denken hinweist, sich hier, bei einer der wichtigsten Ausübungen des Bürgerrechts mit einem Mindestmaß von wirklicher Bildung zufrieden zu geben? — Nein, aus solcher Schiefheit müssen wir alle in Deutschland heraus; wir alle, denn bei den zwanzigjährigen Jünglingen, wenn sie sich auch Studenten nennen, sieht es in dem Punkte der politischen Bildung und des Wissens vom Staate meist nicht viel besser aus.

Oder hören wir aus den ersten Reden der neuen Minister heraus: „Die gleiche Pflichterfüllung aller preußischen Männer dem Vaterlande gegenüber fordert grundsätzlich das gleiche Recht“ — so sagen wir: Ja! — Trotzdem der Minister des Innern diese Forderung nicht als eine rein logische, sondern als eine ethische bezeichnete. Wir sagen Ja auch, wenn es uns daher erklingt, das jedem zustehende Recht könne nicht mehr nach der bloßen Steuer- oder Geldleistung bewertet werden, und wir sind heute schon fast erstaunt darüber, daß dies einmal so war. Haben wir uns da doch vielleicht von den Theoretikern des Westens vor allem verleiten lassen, auf einen falschen Weg verleiten lassen, die uns den Staat als eine Einrichtung, als eine Anstalt u. dgl. zu erklären suchten, eine Anstalt also, an deren Einrichtung menschliche Willkür weit mehr beteiligt wäre, als die innere Notwendigkeit? — Ich betone es gleich hier: der Staat ist nach meiner Anschauung weder eine Einrichtung noch ein Verband, noch ein Verein, noch eine Not-, Schutz- oder Bedürfnisanstalt — denn auch diese tiefstehende Meinung ist noch vorhanden. Was er ist, das wollen wir zu erfragen suchen, und wenn der Weg schwer ist, den wir dabei gehen müssen, so bitte ich, diese Schwere auch als ein Opfer zu betrachten, das wir der harten Zeit bringen, und dabei zu bedenken, daß selbst der Weg zum Himmelreich durch Disteln und Dornen gehen soll.

Gelangen wir auch nicht ins Himmelreich, so doch, wie ich zuversichtlich hoffe, zu einer helleren Einsicht in das schwere Problem. Und wenn es auch durchaus nicht meine Erwartung ist, daß da, wo ich meine Meinung sage, nur Zustimmung erfolge, so ist es doch meine

ganz sichere Erwartung, daß die Leser selber über manche Dinge zu einem tieferen Nachdenken gelangen, und so mit mir vielleicht einer Meinung werden: der Staat ist auf alle Fälle kein Gegenstand, woran ein jeder mit möglichst wenig Sachkenntnis seine naiven Manipulationen zu machen berufen wäre. Darum:

Wir müssen auf einen reineren Boden der Diskussion gelangen, und so soll im folgenden der Versuch gemacht werden, diesen Boden in unserem Bewußtsein zu bereiten und zu ihm hinzustreben.

I.

Lange vor der schweren Kriegszeit, worin wir heute leben, las ich einmal eine nicht uninteressante Arbeit zur Psychologie der Germanen. Es hieß da: „Sie — die Germanen — sind unseresgleichen, aber sie sind anders, als wir; wir verstehen heute ihre Handlungen besser als die Römer, aber wir empfinden sie genau so wie einst die Römer als Handlungen, die uns in ihren Beweggründen wesensfremd sind. Sie sind Charaktere, aber auf einer Grundlage, die heute überhaupt kein Menschenleben tragen könnte; sie sind Kulturmenschen, aber ihre Kultur hat einen andern Mittelpunkt als unsere; ihr Gesellschaftsleben ist an eine Form der Selbstbewertung und Selbstbehauptung gebunden, die, in unsere Welt hinein versetzt, zu den gesellschafts- und kulturfeindlichen Mächten gerechnet werden würde. . . .

„In diesen altnordischen Dramen ist kein Raum für die menschliche Freiheit. Der einzelne wird getrieben von dem Familien- und Sippengefühl wie von einer Naturkraft und geht am Ende zugrunde an all dem Fürchterlichen, das er tun mußte.“

Das las ich und war erstaunt. Und als ich meinem Erstaunen in einer Darlegung meiner Anschauung Ausdruck gab, nahm die Zeitschrift meine Arbeit nicht an. Darin aber stellte ich zum Schlusse die Frage: „Hält man denn diese plötzlich erwachende Liebe zu den Altvorderen, die „romantische“ Begeisterung für sie immer noch für ein rein literarisches Erzeugnis? — Ich erinnere hierbei nur ganz summarisch an die Bestrebungen der Gebrüder Grimm und ihrer Gefährten, an die Aufnahme der Quellenforschung zur deutschen Geschichte, an Richard Wagner und die Wirkung seiner Musikdramen usw.

Oder lebt in dieser Wandlung der Literatur selbst der Trieb und Drang, die eigene Art zu suchen, zu finden, zu behaupten? Warum geht denn die nationale Entwicklung in Deutschland, vielmehr die Entwicklung des nationalen Bewußtseins gleichen Schritt mit dieser literarischen Wandlung? Wann greifen denn die Menschen auf ihre Art zurück und suchen sich in ihr zu stärken und zu festigen? Doch wohl, wenn dieser Art Gefahr droht! — Und ein Sturmlied war er-

klungen, das Sturmlied des Weltbürgertums. Eine Fanfare weckte die Träumer, die Neues verkündete, was da im Anmarsch war. Da besann man sich; da griff man zurück.

Die Frage ist nun: Ja, aber zu welchem Zweck? Um sich zu konservieren in der alten Art? Um sich einzukapseln und einzumauern. — Oder um den Menschen der Zukunft erst recht nach der eigenen Art zu bestimmen? Um mit Kraft und Stärke in ihn einzugehen? Brücken zu schlagen zu ihm und den Geschlechtern, den Individuen der Gegenwart und der nächst kommenden Zeit die Anpassung zu ermöglichen und zu erleichtern? Hier taucht die dem Germanen einst stets nahe Gefahr des Unterganges seiner Art auf — erweitert auf ein ganzes Volk. Und wenn uns da aus dem Werden der Zukunft eine Riesengefahr erwüchse, die nicht Vernünfteln und Reflexionen, sondern instinkt- und zielsicheres Handeln forderte, würde dann wohl die „Selbstbewertung und Selbsterhaltung“ im Sinne der alten Germanen noch zu den „gesellschafts- und kulturfeindlichen Mächten“ zählen?

Die Riesengefahr kam. Und was ich da vor mehr als 15 Jahren schrieb, fand heute seine Antwort und — Bestätigung. Um unser Dasein nicht nur, sondern um die Art unseres Wesens geht der Kampf. „Wie von einer Naturkraft“ wird der einzelne getrieben, aber nicht von dem Familien- und Sippengefühl der alten Zeit, wo alle Gemeinschaft sich noch in engen Grenzen hielt, sondern getrieben von dem aus Familien-, Sippen- und Stammesgefühl ins Große hinausgewachsenen Volksbewußtsein, so daß unsere psychische Lage heute keine andere, wesensfremde, sondern nur eine größere und umfassendere geworden ist. Das Bewußtsein unserer Volksgemeinschaft beherrscht uns, wirkt lebendig in uns und rief uns zur Verteidigung des Hauses auf, worin wir wohnen, das wir uns bauten: zur Verteidigung des deutschen Staates.

Sehen wir uns also nach dem Wesen dessen um, was man Staat nennt!

2.

Karl Lamprecht hat in seinem großen Werke der deutschen Geschichte uns einen tiefen Einblick in die Entwicklung des deutschen Volkes zu geben versucht. Seiner eindringenden Art schien dabei vor allem die Wandlung der Volkspsyche als Führer dienen zu können. Hatte man schon lange vor ihm z. B. eine Beziehung zwischen der Wandlung der Göttergestalten und dem Einschwenken eines Volkes zur Seßhaftigkeit erkannt, so griff er nun hier systematisch an. Er prüfte die einzelnen, einander ähnlichen Erscheinungen auf ihre prinzipielle Verwendbarkeit, faßte zusammen, erweiterte, unterschied, so daß das seelische Geschehen zu einem Schlüssel wurde, der uns die

Schlösser der einzelnen Epochen geschichtlichen Werdens aufschloß. Die seelischen Wandlungen wurden ihm zum Scheinwerfer über die dunklen Fluten menschlicher Strebungen; die äußeren bunten Mannigfaltigkeiten wurden zu Ähnlichkeiten, und bei noch stärkerem Absehen von den „Zufälligkeiten“, die Art, Zeit, Verhältnisse in lebendiger Fülle über die Tatsachen ausgossen, erschienen sogar jene äußeren Mannigfaltigkeiten als innere Einerleitheiten. Typen wurden sichtbar, Gesetze tauchten auf, von innen her drang neues Licht über die äußere Vielheit. Die rein äußerlichen, in Jahreszahlen ausgedrückten Epochen geschichtlichen Werdens erhielten eine seelische Signatur, und in ihnen erwies sich ein Zusammenhang, ein Fortschreiten, eine Notwendigkeit. Die Stabilität der Volksentwicklungen wurde ahnungsvoll erfaßt aus den Parallelerscheinungen, die nach Abzug der äußeren und äußerlich bedingten Verschiedenheiten sichtbar wurden. Ein Schema drang in das bunte Allerlei historischer Forschung und setzte die Notwendigkeit einer neuen Methode.

Diese Art, die geschichtlichen Vorgänge auf eine seelische Formel zu bringen, hat ganz gewiß ihre zwei Seiten, sie hat ihre großen Gefahren. Sie kann dazu führen, die wirklichen Geschehnisse zu vernachlässigen, sie zu verkennen, sie zu drücken und zu pressen, bis sie in die vorher geprägte Form hineinpassen, kurz vieles oder alles von ihnen abzustreifen, was gerade „Geschichtlich“ an ihnen war, d. h. ein Besonderes aus ihnen machte. Schließlich aber kann die wissenschaftliche Arbeit nicht ohne diesen, immer wieder erneuten Versuch bestehen, das Vielerlei der Erscheinungen zu systematisieren, zu klassifizieren, es nach größeren Gesichtspunkten zu ordnen und — vielleicht gar auf seine Gesetzmäßigkeit zurückzuführen.

Und dann: die große Gefahr begleitet jedes kühne Unterfangen, sie schreckt darum den rechten Mann nicht ab. Hier aber ist es genau wie überall: die Gefahr wird für den geringer und weniger beunruhigend, der von der Kenntnis der Einzeltatsachen zu ihrer Überwindung — und das war hier eine neue Erfassung des geschichtlichen Werdens — voranschreitet. Philosophie der Geschichte und Philosophie der Geschichte ist eben zweierlei, je nachdem ein Philosoph einmal einen Blick in ein geschichtliches Kompendium wirft und nun seine großen, bedeutenden Ahnungen oder Fantasien zum Ausdruck bringt; oder ob der Kenner geschichtlicher Tatsachen von diesen selbst zum Philosophieren gezwungen wird, zum Philosophen, der aus den vielen Einzelheiten eine umfassende Synthese aufzubauen bestrebt ist. Was er baut, baut er aus wirklichen Steinen. Die Kritik ist gegen Lamprecht aufgestanden, vor allem die Kritik seiner engeren Fachgenossen, der Historiker. „Das, was du willst, und jenes was du tust, hat mit Ge-

schichtswissenschaft gar nichts zu tun“ — hieß es da. Mag sein! Aber mit der „Biologie der Völker“ hat es zu tun, so hätte man oftmals darauf erwidern können, denn nach der Seite der Volksbiologie wuchs Lamprechts Art sich aus, seinem Ausgange gemäß, der ihn an die Wirtschaftsgeschichte und damit zu einer ganz anderen Fragestellung geführt hatte, als sie in der rein politischen Geschichte bis dahin zumeist üblich gewesen war. — Und schließlich hat noch jeder mit größeren Mitteln schaffende Mensch seine Kritiker gefunden. Niemals war es nur Anerkennung, was er zu hören bekam, sondern je größer das Unterfangen, um so größer war auch die Gegnerschaft, heiße der Unternehmende nun Goethe oder Bismarck, Kant oder Nietzsche, Schopenhauer oder Häckel, Lamprecht oder Taine. Dieser letztere führe uns zunächst zum „Staate“ und der romanischen Auffassung vom Staate!

Oben wurde auf einen auffallenden psychischen Wandel unseres Volkslebens hingedeutet. Als die Germanen ihre Wanderung abschlossen, trat der kriegerische Charakter ihrer Gottheiten zurück, und die friedfertigen Gestalten, die Wirkerinnen des häuslichen Lebens, die Schützerinnen des Ackerbaues und einer friedlichen Kultur traten vor. Kam es auf diesem Wege folgerecht zu einem deutschen Staate, oder vorab nur zu einem deutschen Volke, das, um mit Kant zu sprechen, „ein Ganzes ausmachte“? Ich glaube, daß man auf diese Frage bei noch so günstiger Beurteilung der tausenderlei Einrichtungen — gesellschaftlichen, ständischen, städtischen, staatlichen —, wie sie unser Volksleben gebär, und wovon ganze Teile trotz aller Katastrophen bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten blieben, kaum mit einem runden „Ja“ antworten kann. Von einer Nation, welche „sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt“, war bei uns keine Rede. Indem nun Taine die Periode des Reichsniederganges ins Auge faßte, kam er zu folgendem Urteil:

„Nach dem Tumulte der Einfälle und Eroberungen, auf dem Gipfel der sozialen Zersetzung hat sich unter den täglichen Kämpfen, die sich die Einzelkräfte lieferten, in jeder europäischen Gesellschaft eine öffentliche Gewalt erhoben, und diese Gewalt, die sich durch Jahrhunderte erhielt, besteht noch heute. Wie sie sich begründet hat, durch welche Zufälle und Streitigkeiten hindurch, in welche Hände sie heute niedergelegt ist, ob für immer oder auf Zeit, nach welchen Regeln sie sich überträgt, ob durch Erbschaft oder durch Wahl: das hat alles nur sekundäre Bedeutung. Die Hauptsache ist ihr Amt und die Art, wie sie es erfüllt. Im wesentlichen ist sie ein großes Schwert, das aus der Scheide gezogen und mitten unter den kleinen Dolchen erhoben wurde, womit sich einst die einzelnen gegenseitig umbrachten.

Unter seiner Drohung sind die Dolche in ihre Scheiden zurückgekehrt; sie sind dort unbeweglich und unnütz geworden, dann sind sie verrostet: jetzt hat mit Ausnahme der Übeltäter alle Welt die Gewohnheit und die Lust verloren, sich ihrer zu bedienen, und seither ist in der befriedeten Gesellschaft das öffentliche Schwert so furchtbar geworden, daß jeder Einzelwiderstand bei seinem Nahen zu Boden fällt.

„Zwei Vorteile haben es geschmiedet: man hatte eines von solcher Schärfe zunächst gegen die ähnlichen Schwerter nötig, die andere Gesellschaften an der Grenze schwangen; dann gegen die Dolche, die von den bösen Leidenschaften im Innern immer wieder geschliffen wurden. Man wollte gegen die äußeren Feinde wie gegen die Mörder und Räuber im Innern geschützt sein, und langsam, mühsam, nach vielen Versuchen und Veränderungen hat das ererbte Zusammenwirken beharrlicher Willen die eine Waffe geschmiedet, die fähig wurde, wirksam das Leben und Eigentum zu beschützen.

„So lange sie nur dazu dient, bin ich der Schuldner des Staates, der ihr Heft in der Hand hält: er gibt mir die Sicherheit, die ich ohne ihn nicht haben würde; dafür schulde ich ihm für meinen Teil die Mittel, womit er seine Waffe unterhalten kann: wer einen Dienst genießt, ist gehalten, dafür zu bezahlen. Es gibt also zwischen ihm und mir, wenn auch keinen ausdrücklichen Vertrag, so doch ein stillschweigendes Übereinkommen, dem etwa ähnlich, das ein Kind mit seinen Eltern verbindet, einen Gläubigen mit seiner Kirche, und von beiden Seiten ist unsere Verbindung klar. Er verspricht, über meine Sicherheit zu wachen, innen und außen; ich verspreche, ihm dafür die Mittel zu liefern, und diese Mittel sind meine Anerkennung und Achtung, mein bürgerlicher Eifer, mein Dienst als Soldat, meine Steuerbeiträge, kurz, alles was nötig ist, um eine Armee, eine Flotte und eine Diplomatie zu unterhalten, was zum Unterhalte der bürgerlichen und der Kriminal-Gerichte, der Gendarmerie und Polizei, einer zentralen und lokalen Geschäftsführung, einer harmonischen Vereinigung von Organen dient, deren Nahrung, Mark und Blut mein Gehorsam und meine Treue sind. Diesen Gehorsam und diese Treue schulde ich ihm vor Ehre und Gewissen, mag ich nun reich oder arm, Katholik, Protestant, Jude oder Freidenker, mag ich Royalist oder Republikaner, Individualist oder Sozialist sein, denn ich erhielt dafür das Äquivalent. Es freut mich sehr, weder erobert, noch gemordet, noch beraubt zu werden; ich bezahle den Staat dafür und mit vollem Recht ersetze ich ihm, was er für Ausrüstung und Überwachung ausgibt, um die brutalen Begehrlichkeiten, die gierigen Gelüste, die mörderischen Schwärmereien, um eine ganze heulende Meute im Zaum zu halten, deren Beute ich früher oder später werden würde, wenn er

mich nicht unaufhörlich mit seinem wachsamem Schutze bedeckte. Wenn er seine Auslagen von mir fordert, so nimmt er mir nicht mein Gut, sondern er nimmt sein Gut wieder zurück, und auf diesen Titel hin kann er mich rechtmäßig zum Bezahlen zwingen.

„Aber nur unter der Bedingung, daß er nicht mehr als sein Gut haben fordert; und er fordert mehr, wenn er seine erste Weisung überschreitet, wenn er infolge von Überwachstum ein physisches oder moralisches Werk unternimmt, das ich nicht von ihm verlange; wenn er sich zum Sektierer, Moralisten, Philanthropen oder Pädagogen macht, wenn er sich angelegen sein läßt, daheim oder draußen ein religiöses oder philosophisches Dogma, eine politische oder soziale Formel zu propagieren. Denn alsdann fügt er dem ersten Vertrag einen neuen Artikel hinzu, und für diesen Artikel ist die Zustimmung nicht sicher und einhellig, wie für den ersten Vertrag. Jeder von uns nimmt es an, gegen Grausamkeit und Betrug verteidigt zu werden; darüber hinaus gehen die Willensmeinungen fast auf allen Punkten auseinander. Ich habe meine Religion, meine Meinungen, meine Sitten und Gewohnheiten; ich habe meine eigene Art, die Welt zu verstehen und mein Leben für mich zu führen; gerade das macht meine Persönlichkeit aus; gerade das verbieten mir Ehre und Gewissen aufzugeben; gerade das hat der Staat mir zu erhalten versprochen. Wenn er also mit seinem Zusatzartikel versucht, alles das nach seiner Weise zu regeln, und wenn seine Weise nicht die meinige ist: so läßt er es an seinem anfänglichen Auftrage fehlen, und, anstatt mich zu beschützen, unterdrückt er mich. Selbst wenn die Mehrheit für ihn wäre, wenn alle Wähler außer Einem übereinstimmten, ihm dieses Zusatzamt zu übertragen, wenn es da nur Einen mit abweichender Meinung gäbe, dieser Eine würde verletzt und zwar in zweifacher Weise:

„An erster Stelle und in allen Fällen fordert der Staat, um seine neue Aufgabe zu erfüllen, einen Zuschuß an Unterstützungen und Diensten von ihm, denn jede Ergänzung verlangt Ergänzungskosten. Es gibt da Einschreibungen im Haushalt, wenn der Staat sich damit belastet, die Arbeiter zu beschäftigen, die Handwerker zu verwenden, eine Industrie oder einen Handelszweig zu unterhalten, Mitleid zu üben oder die Erziehung zu gewähren. Man rechne zu den Auslagen an Geld die Ausgabe an Leben, wenn er es unternimmt, einen Krieg aus Großmut oder zur Propaganda zu führen. Zu all diesen Ausgaben steuert die Minderheit bei, obgleich sie sie nicht billigt, wie die Mehrheit, die sie billigt. Um so schlimmer, wenn der Soldat und Steuerzahler zur Gruppe der Unzufriedenen gehört. Wohl oder übel durchwühlt die Hand des Empfängers die Tasche des Steuerzahlers, und die Hand des Gendarmen legt sich auf den Kragen des Rekruten.

„Zweitens nimmt mir der Staat in einer Anzahl von Fällen nicht nur ungerechterweise mehr, als sein Guthaben beträgt, sondern er bedient sich auch des Geldes, das er von mir erpreßt hat, um mich ungerechterweise mit neuem Zwange zu belasten; das geschieht dann, wenn er mir seine Theologie oder Philosophie auferlegt, wenn er mir einen Kultus vorschreibt oder untersagt, wenn er danach trachtet, meine Sitten und Gewohnheiten zu regeln, meine Arbeit oder meine Aufgaben zu begrenzen, die Erziehung meiner Kinder zu leiten, den Preis meiner Waren oder meines Gehaltes festzusetzen. Denn dann erläßt er, um seine Befehle oder Verbote zu unterstützen, gegen die Widerspenstigen leichte oder schwere Strafbestimmungen, von der politischen oder bürgerlichen Unfähigkeit an bis zur Geldstrafe, zum Gefängnis, zur Verbannung, zur Guillotine. Mit anderen Worten: mit dem Taler, den ich ihm nicht schuldig bin, und den er mir raubte, bezahlt er meine Verfolgung: ich bin dahin gekommen, mir aus meinem Geldbeutel das Salär meiner Inquisitoren, meines Kerkermeisters und meines Henkers nehmen zu lassen. Kann man sich eine größere Unterdrückung vorstellen?

„Haben wir acht auf das Wachstum des Staates und dulden wir nicht, daß er etwas anderes sei, als ein Wachhund! Während die anderen Gäste des Hauses ihre Zähne und Nägel stumpf werden ließen, sind seine Hauer furchtbar geworden, er ist heute kolossal, und außer ihm gibt es keinen mehr, der noch die Gewohnheit des Schlachtens besäße. Nähren wir ihn reichlich gegen die Wölfe; aber daß er niemals an seine friedlichen Genossen rühre! Der Hunger würde ihm unter dem Essen kommen, bald würde er selbst zum Wolfe werden, zum wildesten der Wölfe im Hause. Es ist notwendig, ihn an der Kette und in seinem Zwinger zu halten.“

Bevor wir mit Taine noch ein Stückchen weitergehen, eine kurze Atempause! Es ist doch ein Gefühl der Befremdung, das mich bei dem erstmaligen Lesen dieser Darlegungen stellenweise durchdrang. Der Staat — ein Wachhund?! Wo er einem Nietzsche, der von deutscher Auffassung ausging, doch wenigstens das Wort „vom neuen Götzen“ abpreßte. Aber Nietzsche wollte auch von der Vertragstheorie nichts wissen: „Ein Volk“ — so sprach Zarathustra — „das ist: viel Versuchende. — Wer befehlen kann, wer gehorchen muß — das wird da versucht! Ach, mit welch langem Suchen und Raten und Mißraten und Lernen und Neu-Versuchen! Die Menschen-Gesellschaft, die ist ein Versuch . . . und kein ‚Vertrag‘!“ Und bei jenem Bilde vom großen Schwerte klingt ja wohl Luthers Wort von dem weltlichen Reiche herein: „Denn sein Handzeug ist nicht ein Rosenkranz oder ein Blümlein von der Liebe, sondern ein bloßes Schwert“;

aber neben dem weltlichen Reiche kannte Luther Gottes Reich, dessen Geist und Wille auch den Fürsten, die Obrigkeit, ja jeden Bürger erfüllen sollte. Und trotz der Fülle von Wirklichkeiten, die Taine da, wie es doch schien, vor uns ausbreitete, liegt seiner Anschauung eine fast rein mechanistische und abstrakte Auffassung zugrunde. Wer ist denn jener Staat, den er da schildert? Aus welchen Mitgliedern besteht er? Doch wohl auch aus uns. Und wenn er sein großes Schwert schleift, schleift er damit nicht auch das unsrige, das meine? Wenn er sich zum Kriege übt, übt er damit nicht auch mich? Taine fürchtet — das ist klar — den Staatsabsolutismus, ganz gleich welchen, ob nun den theologisch oder kirchlich gerichteten, den adelig-konservativen, den sozialistischen oder fürstlichen Radikalismus. Deutsche Auffassung ist, den Staat nicht unter die Parteien geraten zu lassen, als einen Gegenstand, worum man sich reißt, sondern ihn über den Parteien zu erhalten, aber nicht als ein starres Götzenbild, sondern als ein lebendiges Wachstum, das von dem Leben des Volkes und seinen Strebungen nur das in sich aufnimmt und zu seiner Fortbildung verwertet, was erprobt ist und ihm in feiner Auswahl zugeführt werden kann. Das Lebendige, den Ansatz zu einer organischen Auffassung ist es, was man bei Taine vermißt. Nur ganz leise klingt es davon manchmal bei ihm an, so wenn er von einem „ererbten Zusammenwirken beharrlicher Willen“ spricht, oder von „einer harmonischen Vereinigung von Organen, deren Nahrung, Mark und Blut mein Gehorsam und meine Treue“ sein sollen. Aber das alles ist doch mehr bildlich gemeint, und trotz der vielerlei Hinweise auf die Wirklichkeit, kommt Taine bei ihrer Deutung nicht über eine sehr subjektive Art hinaus.

In Deutschland wenigstens hat dieser werdende Staat es erreicht, daß der Wille zum Staate fast in jedem vernünftigen Menschen erwachte und wirkend wurde. Mit diesem Erwachen strebte aber zugleich auch das Denkbild empor, das in jedem Deutschen vom Staate entstand, wie er sein sollte, wie er werden sollte. Und dieser Denkbilder gibt es unzählige zwischen den Stationen: möglichst wenig Staat — möglichst viel Staat. Neben diesem Willen zum Staate und jenen Denkbildern vom Staate steht nun das historisch gewordene und immer noch historisch werdende Staatsgebilde der Gegenwart mit seiner Aufforderung an jeden: „Willst du mich anders, so mache mich anders, aber merke auch wohl: nur Besseres, als ich schon habe, will ich von dir und nehme es von dir an. Sorge also für das Bessere!“ Das aber ist die Aufforderung an den einzelnen, für seine Tüchtigkeit, für seine virtus zu sorgen und nach ihr zu streben und die „Zähne“ eben nicht stumpf werden zu lassen!

Machen wir nun die Runde um das Gehege, das Taine um seinen

Staat gezogen hat. „Es ist weit“ — sagt er — und mit seinen Winkeln dringt es in fast alle Falten des Privatlebens. In der Tat bietet jedes Privatgebiet, ob nun physisch oder moralisch, dem Eingriffe seines Nachbarn Blößen dar und fordert, will es unverletzt bleiben, die höhere Vermittelung eines Dritten, eines Schiedsrichters. Erwerben, Besitzen, Verkaufen, Geben, Vererben, Vertragsschließen, Mann oder Frau sein, Vater, Mutter oder Kind, Meister oder Dienstbote, Angestellter oder Patron — jede dieser Betätigungen oder Lagen umgreift Rechte, die durch anstehende oder entgegenstehende Rechte begrenzt werden. Wer da zwischen ihnen die Grenze zieht, das ist der Staat. Nicht daß er die Rechte schafft, sondern er zieht die Grenzen, um sie zu erkennen, und hievon ausgehend macht er bürgerliche Gesetze, die er durch seine Gerichtshöfe und seine Gendarmen in der Art zur Anwendung bringt, daß er jedem sein Teil zukommen läßt. Da ist er also Regulateur und Kontrolleur nicht nur des Privateigentums, sondern auch der Familie und des häuslichen Lebens. Sein Ansehen hat sich gesetzmäßig in den reservierten Kreis eingeführt, wo der individuelle Wille sich verschanzte, und nach dem Wesen der Macht strebt er, diesen Kreis, nachdem er einmal eröffnet ist, ganz zu besetzen.

„Zu diesem Zwecke beruft er sich auf ein neues Prinzip. Als moralische Person eingerichtet wie eine Kirche, eine Universität, eine wohltätige oder gelehrte Genossenschaft, ist er da nicht gehalten, gleich jeder auf Dauer gegründeten Körperschaft seine Blicke in die Weite und Breite schweifen zu lassen und den Privatinteressen, die vergänglich sind, das gemeinsame Interesse, das ewig ist, vorzuziehen? Ist das nicht das höhere Ziel, dem man alle anderen unterordnen muß, und soll man dieses oberste Interesse zwei spröden Instinkten opfern, die oft unvernünftig und manchmal gefährlich sind, wie z. B. das Gewissen, das in mystische Narrheiten ausartet, oder die Ehre, die sich bis zum tödlichen Zweikampfe erhitzt? Gewiß nicht! Und so ist von Anfang an bei seinen größten Werken, wenn der Staat als Gesetzgeber die Ehe, die Nachfolge, die Testamente regelt, die Achtung des individuellen Willens nicht seine einzige Leiterin; er begnügt sich nicht damit, jeden zu verpflichten, seine Schulden und alle seine Schulden zu zahlen, sogar stillschweigende, unfreiwillige, angeborene, sondern er setzt das öffentliche Interesse in seine Rechnung ein; er kalkuliert die fernen Stöße und künftigen Gegensätze, die Massen- und Gesamtwirkungen. Wenn er die Ehescheidung erlaubt oder verbietet, wenn er die Erbteile erweitert oder verringert, wenn er Substitutionen begünstigt oder untersagt, so geschieht dies offenbar von dem Gesichtspunkte irgend eines politischen, ökonomischen oder gesellschaftlichen Vorteils aus, um die Vereinigung der Geschlechter zu

läutern oder zu befestigen, um in die Familie die Gewöhnung an Disziplin oder die Gefühle der Neigung zu pflanzen, um den Kindern den Geist der Initiative oder der Eintracht zu vermitteln, um der Nation einen Generalstab von natürlichen Chefs oder eine Armee von kleinen Besitzern vorzubereiten. Und zu alledem wird er durch die öffentliche Zustimmung ermächtigt. Mehr noch und immer unter öffentlicher Zustimmung besorgt er über seine anfängliche Sorge hinaus anderes, und keiner findet eine Usurpation darin, wenn er Münzen prägt, Maß und Gewicht vorschreibt, wenn er Quarantänen errichtet, wenn er mittelst Schadloshaltung Privatleute enteignet zum allgemeinen Nutzen, wenn er Leuchttürme, Häfen, Deiche, Kanäle und Straßen baut, wenn er wissenschaftliche Expeditionen bezahlt und Museen und Bibliotheken gründet. Nicht selten duldet man selbst, daß er Universitäten, Schulen und Theater unterhält, und um den neuen Aderlaß zu rechtfertigen, den er dabei an den Privatbörsen vornimmt, führt er nur das allgemeine Interesse an. — Warum sollte er nicht ebenso jede andere allgemein nützliche Unternehmung auf seine Schultern nehmen? Warum sollte er zögern, ein Werk zu befehlen, wenn es der Gesamtheit Vorteil bringt? Und warum sollte er anstehen, ein Werk zu verbieten, das der Gesamtheit schädlich ist? Also man merke es sich, daß in einer menschlichen Gesellschaft jede individuelle Handlung oder Unterlassung, und wäre sie auch die einsamste und intimste, ein Verlust oder ein Gewinn für die Gesellschaft ist: wenn ich schlecht für mein Wohl oder meine Gesundheit, für meine Erkenntnis oder meine Seele Sorge, verderbe ich oder schwäche ich in mir ein Glied der Gesellschaft, die nur reich, gesund und stark durch den Reichtum, die Kraft und Gesundheit ihrer Mitglieder ist, so daß von diesem Gesichtspunkte aus alle meine privaten Handlungen öffentliche Wohltaten oder Mißtaten werden. Warum also sollte der Staat von diesem Gesichtspunkte aus Bedenken tragen, mir die einen vorzuschreiben und die anderen zu verbieten? Warum sollte er, um dieses Recht besser ausüben und diese Pflicht besser erfüllen zu können, sich nicht zum Universalarbeitsunternehmer und zum Universalverteiler der Produkte machen? Warum sollte er nicht der alleinige Landbauer, Industrielle und Kaufmann, der einzige Eigentümer und Geschäftsführer von ganz Frankreich sein? —

„Genau deshalb, weil gerade das dem Interesse aller widerstreiten würde. — Hier kehrt sich das zweite Prinzip, gerade dasjenige, welches man gegen die individuelle Unabhängigkeit ins Feld führte, um, und wird, anstatt ein Gegner zu sein, zum Vorkämpfer. Weit gefehlt, den Staat zu entfesseln, legt es ihm vielmehr eine zweite Kette um den Nacken und befestigt die Zäune, hinter denen die Ehre und das

moderne Bewußtsein den öffentlichen Wächter eingeschlossen haben. Worin aber besteht in der Tat das Interesse aller? In dem Interesse eines Jeden, und was einen Jeden interessiert, das sind die Dinge, deren Besitz ihm angenehm, deren Verlust ihm peinlich ist.“

Und nun stellt Taine fest, daß dieses erste und höchste Interesse für Jeden seine Freiheit ist, daß diese Freiheit in unserer Zeit die stärkste Notwendigkeit des Menschen wurde. „Das oberste Interesse“, so sagt er, „ist für Alle, so wenig als möglich gezwungen zu werden. Selbst wenn sie bei sich eine Agentschaft des Zwanges eingerichtet haben, so geschah es, um durch sie vor anderen, stärkeren Zwangsgewalten, vornehmlich vor denen, die der Fremde und der Verbrecher ihnen auferlegen würde, bewahrt zu bleiben“. —

Nach Taine umschreibt sich das Wesen und der Wirkungskreis des modernen Staates also dahin: den Zwang zu verhindern, demgemäß niemals zu zwingen, als um schlimmeren Zwang zu verhüten; einem Jeden Achtung in seiner physischen und moralischen Domäne zu verschaffen, selbst nur zu solchem Zwecke in diese einzudringen und sich sofort wieder daraus zurückzuziehen, sich jeder indiskreten Anmaßung zu enthalten; dazu: sobald er es ohne Preisgabe der öffentlichen Sicherheit vermag, seine ehemaligen Ansprüche zu verringern, nur ein Minimum von Hilfsmitteln und Dienstleistungen zu fordern, allmählich seine selbst nützliche Tätigkeit einzuschränken und sich nur ein Mindestmaß von Aufgaben vorzubehalten, Jedem das Höchstmaß von Initiative und Raum zu lassen, seine Monopole nach und nach aufzugeben, den Privatleuten keine Konkurrenz zu machen und diejenigen Verrichtungen aufzugeben, die sie so gut wie er erfüllen können. „Man sieht, daß die Grenzen, die ihm das allgemeine Interesse anweist, just diejenigen sind, die ihm das Recht und die Pflicht vorschreiben.“

Nach dieser schweren und doch hochinteressanten Betrachtung wollen wir abermals einen Augenblick Halt machen, und da wir heute nicht mehr so leicht geneigt sind, auf ein Stich- oder Schlagwort zu reagieren, selbst dann nicht, wenn solche eine Art historischer Weihe empfangen haben, so könnten wir gleich hier die schwere Diskussion fortsetzen, indem wir die einfache Frage aufwerfen: Was ist denn das, was Taine und viele andere die Freiheit nennen? Wir wollen es nicht tun, sondern statt dessen hier vorläufig nur ein paar ganz lose Bemerkungen einflechten.

Übersetzen wir das Wort Freiheit nach Taine mit: „so wenig als möglich gezwungen zu werden“, so enthält es nicht nur keinen positiven Inhalt, sondern es verhüllt uns auch die Aussicht keineswegs, daß auf dem Pfade dieser Freiheit ein Geschlecht von Philistern erwächst, die in unfruchtbarster Bequemlichkeit ihre Tage dahinwandeln

und den Geschlechtern der Zukunft nichts hinterlassen, als das ertötende Bewußtsein, ein eigentlich zweck- und ziellos gewordenes Dasein weiterzuführen. Freilich, die andere Aussicht, daß auf dem Wege der Freiheit und Befreiung wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft die Taten des Genies erwachsen und erwachsen werden, umwindet dieses Wörtlein wieder mit der glänzenden Aureole, womit es die Menschen und Völker auf seine Pfade lockte und lockt.

Doch Taine sagt nicht nur, daß die Freiheit in unserer Zeit die stärkste Notwendigkeit des Menschen wurde, sondern er spricht auch von der Ehre und dem Bewußtsein, ja von dem Gewissen dieses erwachsenen Menschen, und damit bekommt das Wort Freiheit eine Färbung, die es aus dem Kreise der Zigeunerfreiheit des Tun- und Lassenkönnens, was man mag, in die Sphäre des Bewußtseins und des Gewissens erhebt, die Freiheit also nicht so sehr als eine Folge oder einen Erfolg eines Geschehens oder Unterlassens um uns herum darstellt, sondern als eine Errungenschaft, eine Eroberung unseres eigenen inneren Lebens, des Lebens unseres Bewußtseins kennzeichnet. Damit erschiene die Freiheit eines Jeden als die Folge seiner Tat, und damit würde nur bestätigt, was alle großen Menschen wußten: Die Freiheit ist nie vererbbar, sie kann nie ein bloß auf äußeren Einrichtungen beruhendes und durch sie garantiertes Erbstück sein, sondern die Freiheit muß errungen werden. Willst du sie, so mache dich tüchtig, sie dir zu erobern!

Und eine zweite Bemerkung! Taines Darlegungen sind von juristischer Schärfe und Logik. Sie verraten die Grundlagen seines Wissens: Geschichts- und Rechtskenntnis. So enthüllt er uns die logische Verbindung der Tatsachen mit glänzender Dialektik, nicht aber die organische. Nur hin und wieder dämmert es da auch hier auf, wenn ihm im geschichtlichen Werden z. B. ein plötzlicher Um- oder Rückschlag zu erfolgen scheint. Aber die Gesetzmäßigkeit eines solchen Prozesses, die ihn aus dem Kreise der subjektiven Willkür erheben und mit ihm eine Abfindung, wie mit einem Sturm und Gewitter, möglich machen würde, tritt nicht überzeugend hervor. So wird auch Taines Urteil nicht zwingend, und anstatt zu beweisen, wie es nötig wäre und er es doch auch als nötig empfand, sucht er zu überreden. Ich frage darum hier nur: Wann wird ein Blatt oder eine Frucht an einem Baume frei? Doch wohl wenn es Herbst wird, wenn das Blatt welk, die Frucht reif oder faul wird. Und wenn nun das Individuum so ein Blatt oder so eine Frucht am Baume des Volkswachstums wäre? — Wir sehen: das Problem der Freiheit ist nicht so einfach, es hat seine Haken und Widerhaken, seine Tiefen und Untiefen. Wir müssen also schärfer zuschauen.

3.

„Alles gehört Allen.“ — „Es ist nötig, daß man einen Ausgleich unter den Vermögen schafft ein Nivellement, das das sündhafte Prinzip des Übergewichts der Reichen über die Armen vernichtet. Und das ist um so dringlicher, als das Volk, das wahrhaftige Volk, der Souverän, fast ebensoviele Feinde hat, als es in Frankreich Eigentümer, Großkaufleute, Finanzmänner und reiche Leute gibt.“ — Da haben sie einen kleinen, aber wörtlichen Ausschnitt aus dem Programm der Jakobiner.

Also auf der einen Seite nach innen kommunistisch, nach außen weltbürgerlich. Die kriegerische Propaganda quillt über die Grenzen Frankreichs hinaus. Man sucht seine Existenzsicherung in der Art, daß man die Welt so macht, wie man in Frankreich ist; dann, und nur dann kann man selbst so Franzose bleiben, wie man es wurde. Im anderen Falle besteht die Gefahr, daß man, wie Camille Desmoulins es ausdrückte, in die Gosse wieder hineingefegt wird, aus der man hervorgegangen war. Und das steigerte sich nun bei einem Marat bis zum Blutwahnsinn. Verräter, Feinde des Volkes sieht diese bleiche Angst überall. Fordert Einer 10 Köpfe, so schreit dieser Narr: warum nicht 100, 1000 — 100000? — Sehen Sie jetzt nach Rußland hinüber: die Furcht vor den Feinden der Revolution wächst auch dort. Und nicht minder wollen diese Leute der Welt, der Menschheit das Glück des ewigen Friedens bringen, einen Weltstaat begründen.

Und wie heute in Rußland jeder Teil des alten Reiches sich selbständig erklären und eine Sonderrepublik aus sich machen will, so hieß es in Frankreich, „daß jeder Teil der Nation die Maßregeln ergreifen kann, die ihm im Namen des Wohles des Vaterlandes passend erscheinen“.

In dieser Raserei erhebt sich einmal eine Stimme, die Stimme des Mannes, der das Schicksal hatte, Staatsmann sein zu sollen, da er noch nichts war, als ein revolutionärer Advokat und Volksredner. Aber unter den Greueln der Revolution, die er mit heraufbeschworen hatte, erwachte sein Heimatgefühl, und es wollte ihn zum Staatsmann machen. Doch war es schon zu spät für ihn. Die blutige Verräterfurcht griff schon nach ihm, und bald fiel auch sein Haupt unter dem Fallbeil, wie das so vieler Tausende. Danton sprach im Konvente gegen das Prinzip der Eroberung und der bewaffneten Propaganda. Als da die Hansnarren die vier Weltteile in eine einzige unteilbare Republik verwandeln und die Tyrannen von China und Monomotapa guillotinierten lassen wollten, erklang es von Dantons Seite her: es handle sich darum, die Republik Frankreich zu befestigen; Einmischung

in die Angelegenheiten anderer Völker sei gesetzlich zu verbieten. „Wir sind nicht die Abgeordneten des Menschengeschlechts!“ Der Gesetzgeber Frankreichs solle einen Augenblick die Welt vergessen, um sich nur mit seinem Lande zu beschäftigen. „Ich liebe alle Menschen; ich liebe besonders alle freien Menschen; mehr aber als alle andern Menschen der Welt liebe ich die freien Menschen Frankreichs.“ — Ganz echt war diese Empfindung in ihm, denn als man ihm riet, zu fliehen, als die Gefahr ihm drohte, sprach er das stolze Wort: „Kann man sein Vaterland an der Schuhsohle mitnehmen?“ Von dem *Ubi bene ibi patria* der Vagabunden und Weltbürger wußte er nichts. Danton war national, und sein nationales, sein staatliches Bewußtsein erwachte an dem Fanatismus der Weltutopisten und stellte sich rücksichtslos den Fantasien der „Wilson“ und der „Unabhängigen“ und der Bolschewiki jener Zeit, den Kersaint und Vergniaud und Robespierre, den Fantasten und Dichtern des Berges und der Gironde, dem Affen Rousseaus entgegen. Dafür wurde er geköpft. Danton wurde geköpft für die späte Einsicht, daß das Vaterland, das Geburtsland eines Menschen eben etwas anderes ist als ein gleichgültiges Stück Erde, daß es der Boden ist, worin wir wachsen und womit wir verwachsen sind.

4.

Bei seiner Beurteilung des Programms der Jakobiner nun weist Taine auf die rückständige Auffassung des Staates hin. Er nennt sie eine logische Konzeption eines reduzierten Menschentypus. Es gibt für ihn nichts, was mehr rückständig wäre, als diese Sucht, das lebende Individuum ihrer Staatsauffassung anzupassen, als die Einmischung der öffentlichen Autorität in alle Provinzen des Privatlebens, als diesen Zwang, der auf die Arbeit, den Austausch, das Eigentum, auf die Familie und Erziehung, auf die Religion, die Sitten und Empfindungen ausgeübt wird; als dieses Opfer der Besonderheiten für die Gemeinschaft und für die Allmacht des Staates. Diese Staatsauffassung unternehme es, den modernen Menschen auf eine soziale Form zurückzuführen, die er seit 1800 Jahren durchlaufen und überschritten habe.

In großen Zügen schildert Taine alsdann, wie diese Gebundenheit des Individuums an Sippe, Gemeinde, Staat und Kirche gebrochen worden war. „Dank der Aufrichtung des Protestantismus teilte sich die große christliche Kirche in mehrere Sekten, die, da sie sich nicht zu vernichten vermochten, gezwungen wurden, miteinander zu leben.“ Der Staat mußte sie tolerieren. Und dank der Entwicklung des Protestantismus kam es zur Entwicklung der Philosophie und der Wissenschaften, wodurch die spekulativen Glaubensmeinungen derart vermehrt wurden, daß fast jeder Denker heute die seinige hat. Der Staat ist

gezwungen, sie zu tolerieren und sich neutral zu verhalten. Und wie mit der zwingenden Gewalt der Meinung, so ging es mit der zwingenden Gewalt des Krieges abwärts. Die freie Arbeit sichere heute das Leben des Einzelnen besser, als es die kriegerische Eroberung von Untertanen, Sklaven, Tributzahlenden früher jemals vermocht hätte. Also schließt Taine: „von den beiden Netzen, womit der Staat ehemals das menschliche Leben umfing, ist das erste zerrissen, das zweite hat seine Maschen erweitert. Es gibt keinen vernünftigen Grund mehr, der Gemeinschaft die Allmacht zu übertragen; das Individuum hat es nicht mehr nötig, sich seiner ganz zu entäußern, es kann sich ohne Schaden einen Teil seiner selbst vorbehalten, und man darf überzeugt sein, daß es sich seinen Teil vorbehalten würde, wenn man es heute einen Gesellschaftsvertrag unterzeichnen ließe.“

Ehe wir dieser formal logischen Darstellungsart, die mir indessen schon durch den fortlaufenden Wechsel der Bilder und Analogien — zuerst das große Schwert, dann der Wachhund, jetzt die beiden Netze — eine sachliche Unsicherheit anzudeuten scheint, weiter folgen, möchte ich schon hier einige Linien etwas tiefer graben. Für das Individuum, das auf ganz natürliche Weise durch seine Eltern, seine Kinder und Enkel, wie durch weitere Verwandtschaft, mit einem es selbst übergreifenden Ganzwachstum verknüpft war, galt es doch, dieses größere Ganzwachstum zu sichern. Das war nur möglich durch größere Macht. Und diese größere Macht wurde erstrebt infolge der Einsicht, daß sie nötig sei, um die fremden, zum Teil noch undisziplinierten Mächte im Zaume zu halten. Diese größere Macht zu behalten und zu erhalten bedurfte es der Organisation der von ihr umschlossenen Kräfte. Also wiederum einer geistigen Betätigung. Die größere geistige Tätigkeit und Fähigkeit deutet auf eine höhere Reife des Individuums und Individuenverbandes hin, auf ein höheres Alter also, wo eben Reife errungen wird. Damit treten wir an das Wachstum eines Volksorganismus heran, eines Volkswachstums, das zum Staatswachstum drängt. „Denn der Staat“, sagt Dahlmann, „ist nicht nur etwas Gemeinsames unter den Menschen, nicht bloß etwas Unabhängiges, er ist zugleich etwas Zusammengewachsenes, eine leiblich und geistig geeinigte Persönlichkeit. Die Familie, unabhängig gedacht, ist Volk und Staat in völliger Durchdringung beider.“ Und wenn derselbe Denker betont: „Was man in der Beschreibung ungebildeter Völker Naturstand nennt, ist nur ein Minus der Staatstätigkeit, welches aus einem unentwickelten Bewußtsein des Staates stammt“, so können wir das annehmen, erkennen aber hier auch sofort, daß Staatswachstum und Volkswachstum nicht das gleiche sind, sondern zwei Prozesse, aus denen entweder nur einer zur Entwicklung gelangt, oder beide miteinander, oder auch

nacheinander, so daß schließlich das Staatswachstum über das natürliche Volkswachstum die Herrschaft gewänne.

Bei dem Wachstum eines Volksorganismus verhält es sich nun so, daß seine einzelnen Mitglieder — die Individuen — sich keineswegs gleichmäßig entwickeln, sondern gewissermaßen schichtenweise. Die sich zuerst entwickelnde höhere Schicht, der dann das Blühen, Fruchttragen, Reifwerden, also die Sicherung des Zukunftswachstums zufiele, wirkt bestimmend auf das ganze Wachstum zurück bis in die Wurzeln hinein. Bei ihr besteht die „Allmacht“, wovon Taine sprach, so lange ausschließlich, bis auch andere Schichten sich dem Ganzwachstum gemäß organisiert haben und aus der ursprünglichen „Wildheit“ zur Ordnung gelangten. Nun selber zum Mitträger des Ganzwachstums geworden, hat das staatsbewußte Individuum es nicht mehr nötig, „sich seiner ganz zu entäußern“. Auf den Willen zur Freiheit wirkt ja jetzt regelnd und bestimmend der andere Teil seines Willens, das Ganzwachstum, dem es selber angehört, nicht in Gefahr zu bringen. Die Einsicht wirkt nun auch hier. Die geistige Arbeit, die Erkenntnis drang in weitere Kreise des Volkes ein. In alle? — keineswegs. Denn das Volkswachstum bedarf der steten Erneuerung seiner „Zellen“, der Individuen. Es gibt ja bekanntlich auch Kinder in einem Volksleben, und bei ihnen wiederholt sich — bei normalen Verhältnissen — der ganze frühere Stufengang der Entwicklung von unbeschränktem Eigenwillen zur Einsicht und Selbstregelung. Der „Lehrer“, der „Führer“, der „Herrscher“ kann also nicht entbehrt werden. Ein Haupt muß immer da sein.

Wir aber sehen, daß ein fortgeschrittenes Volksleben zugleich mit allen möglichen Altersstufen der einzelnen Volksteile alle möglichen Strebungen in sich birgt, daß es da Überschneidungen der Willensmeinungen gibt, die sich gegeneinander kehren. Wir sehen weiter, daß es da einen steten Kampf geben muß, und daß es nicht Willkür, sondern durchaus dem Wesen der Entwicklung gemäß ist, wenn z. B. die Einen an der Macht festhalten wollen, die ihre Schicht errang, und wenn die Andern diese Macht niederringen wollen, um selber — frei zu werden, wie sie sagen, wie es aber in Wirklichkeit ist: um selber die Macht über das Ganzwachstum zu erlangen. Sobald als die Einsicht soweit Raum gewann und die Köpfe erhellte, daß die Individuen sich als Teile des Ganzen zu erfassen vermögen, daß sie mithin auch einsehen, nicht nur Mitträger des Ganzwachstums zu sein, sondern auch Mitgetragene, alsdann wird auch ihre Mitarbeit infolge ihrer Bewußtseinsentwicklung möglich.

Nicht so systematisch aber, wie wir es hier aufzuzeichnen versuchen, verlaufen die Dinge in der Wirklichkeit. Es schichtet sich

ein Volkswachstum doch noch viel komplizierter und mannigfaltiger, ja, wenn wirs genau nehmen, bis in die Unübersehbarkeit mannigfaltig. Nehmen wir ein Beispiel: ein Kind, ein Knabe. Vermöge seiner Kindheit zählt er zur allgemeinen Kindheit des Volkes. Er hat mit ihr ein gemeinsames Interesse, zu wachsen, zu gedeihen. Also ein selbstisches Interesse. Derselbe Knabe aber gehört einer Familie innerhalb eines bestimmten Standes an. Ist es einer der an Alter und Bildung vorgeschrittenen Stände, so wird er die früheren Stadien der Volksentwicklung schneller durchlaufen, als das Kind eines jüngeren Standes. Es wird ihm also möglich, rascher zur Persönlichkeit, zur Entfaltung seines Eigenwesens zu gelangen, so daß vielleicht Kraft bleibt, über die Grenze seines Standes hinaus- und emporzuwachsen. Dieser Knabe — jeder Mensch — verkörpert mithin sein eigenes persönliches Alter, er nimmt Teil an dem Alter seines Standes (seiner Familie, seines Geschlechts) und er untersteht obendrein der erreichten Altersstufe des Gesamtwachstums, seines Volkes. Das sind also zum mindesten drei Hauptentwicklungslinien, die sich in jedem Menschen treffen und schneiden. Setzen wir nun den äußersten Gegensatz: die persönliche Kindheit aller Kinder eines Volkes und demgegenüber das reifste, schon abflutende Alter des Volkes selbst, so wird eine solche Kindheit mit diesem Alter belastet. Das junge Grün einer absterbenden Eiche leuchtet ebenso frisch und schön, wie das Grün einer jungen Eiche. Aber all sein Leuchten wird mehr und mehr zwecklos. Das Atmen des Laubes kann der absterbenden Eiche wohl noch eine längere Altersfrist verschaffen, aber ihren Organismus erneuern, sie wieder jung machen, das vermag diese Jugend nicht. Was Wunder, wenn sie sich hinaussehnt, in ein stärkeres Gesamtwachstum zu gelangen? Was Wunder auch, wenn sie, vom Drange und Zwange ihrer eigenen Kraft erfüllt, ganz subjektiv versucht, selbst zum Stammvater eines neuen, frischen Wachstums zu werden? Oder gar, wenn sie idealistisch sich mit ihrem Wachstum und demjenigen ihres Volkes in dem Wachstum der Menschheit verankert, also über das eigene Volk hinausstrebt? Nur ganz oberflächlich weise ich auf ein paar praktische Folgen solcher Gegensatzbildungen hin: Auswanderung, nicht standesgemäße Eheschließung, freie Ehen, aus der Art schlagen, Berufswechsel, utopisches Weltbürgertum, idealistische Entsagung usw.

Nach diesem kurzen Hinausweisen kehren wir zu unserer Darstellung zurück. Immer gibt es in einem Volksleben auch einen Teil von Individuen, die sich vom allgemeinen Leben ausnehmen. Kant nennt sie „die wilde Menge“, „den Pöbel“, dessen gesetzwidrige Vereinigung das Rottieren sei; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität des Staatsbürgers ausschließe. Der Staat kann mithin tolerant und

liberal sein gegenüber dem Vorhandensein all solcher Verschiedenheiten von Willensbestrebungen, aber er kann nicht tolerant und liberal sein gegenüber dem Willen dieser Verschiedenheiten selbst, denn das hieße, ihm zumuten, sich selber aufzugeben und an die Stelle seiner Ordnung das Chaos zu setzen. Jeder Liberalismus hat eine Grenze, und die liegt da, wo man ihn auffordert, so liberal zu sein, daß er die Herrschaft anderer über ihn, also seine Unterdrückung und Vernichtung zugebe. Auch der Liberalismus muß herrschen wollen, und das heißt für ihn da, wo er herrscht, konservativ sein wollen.

Ohne Schaden, sagte Taine, könne das vernünftige Individuum sich heute einen Teil seiner selbst vorbehalten. Denn „in der Tat sind nicht nur die äußeren Umstände verschieden, sondern der Grund der Seele hat sich verändert. Im modernen Menschen hat sich eine Empfindung entwickelt, die dem Kontrakte des antiken Staates widerstreitet.“ Die Empfindung, die aus dieser seelischen Wandlung hervorging, faßte Taine in die Worte zusammen: „gegen die Ehre und das Gewissen“ kann der einzelne heute nicht mehr an.

5.

„Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir!“ — soll Luther gesagt haben. Das Wort bezeichnet den Seelenwandel, der sich in diesem Werden vollzogen hatte. Das Ich mit seiner Ehre und seinem Gewissen, mit seinem Selbstpriestertum und seiner eigenen „Gnade Gottes“ trat dem öffentlichen Gewissen, der Gewohnheitsehre, dem ausschließlichen Priestertum der kirchlich und staatlich Geweihten und Anerkannten, dem Gottesgnadentum selbst der staatlichen und kirchlichen Machthaber gegenüber und sagte: Ich kann nicht anders. Und vor diesem neuen Bewußtsein wendeten sich die Dinge: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gott! Das heißt doch, dem, was mir in meinem Innersten so erscheint, meinem Bewußtsein, meinem Gewissen. Und was sich da bisher ausschließlich „von Gottes Gnaden“ nannte, nennt dieses neu- und gottbewußte Individuum plötzlich: „Menschen“.

Woher aber nimmt diese neue Persönlichkeit ihr Gottbewußtsein? Woher die Rechtfertigung ihres Selbstbewußtseins? — Aus dem Glauben, sagte Luther. Und wir sagen: Ja, aber dem Glauben geht etwas voran: die Erfahrung, ein neues, ein tieferes Erfahren. Daher stammt jede neue Erkenntnis. Eine Notwendigkeit stellt sich ein. Sie wird erkannt. Die Erfahrung lehrt: „Es“ geht nicht anders. Aber das erkennende Individuum sagt: „Ich“ kann nicht anders. Und im Vollgeföhle davon, daß das von ihm heute als notwendig Erkannte morgen von allen, von vielen wenigstens als notwendig erkannt werde,

verkündigt es seine Erfahrung als allgemeine Notwendigkeit. Aus dem Wachstume der Erkenntnis aber entspringt der Glaube an die Wahrheit.

Die Wahrheit! — Was ist sie? Sehen wir von aller Abstraktion an dieser Stelle ab, so kann die Wahrheit nichts anders sein, als die bisher erreichte Summe aller rechten menschlichen Erfahrung. — An ihr also, an der Wahrheit prüft sich die Einzelmeinung. Jene schlägt die Brücken von dem ersten zum zweiten, zum dritten Denker usw. Und wer hier recht zuschaut, wird erkennen, daß es wohl unzählige Einzelmeinungen nach- und nebeneinander gibt, daß aber dennoch eine Verbindung zwischen ihnen besteht, die Verbindung der Entwicklung, der geschichtlichen Fortdauer und Stetigkeit. Auch die Meinungen haben sich entwickelt und entwickeln sich fort und fort, und zwar entwickeln sie sich aus dem Grunde der stetigen Erweiterung menschlichen Wissens, menschlicher Erfahrung, aus dem Grunde des Wachstums und der Mehrung der Wahrheit derart, daß hier ein Quantitätsverhältnis gleichsam obwaltet in dem Sinne: je mehr einer sich von jener Summe menschlicher Erfahrung wirklich aneignet — und das heißt allerdings nicht nur Gelehrter und Vielwisseur von Tatsachen werden —, um so mehr wird nicht nur seine Einzelmeinung mit der Wahrheit übereinstimmen, sondern um so mehr wird es ihm auch möglich sein, den bisherigen Erfahrungen neue hinzuzufügen, also „den Schatz der Wahrheit zu vermehren“. Der Staat aber würde jene philosophischen und sonstigen Einzelmeinungen eben nicht tolerieren, wie Taine meint, wenn er sich nicht einen Vorteil davon verspräche, wenn er in diesem Streben zur Wahrheit nicht einen Nutzen für sich und sein Volk erblickte. Wie die Sonne über dem Wachstum einer Pflanze, eines Baumes liegt, so ruht das Licht der Wahrheit über dem geistigen Wachstum eines Volkes, der Völker und Menschen. Und je mehr es jenem Baume gelingt, seine einzelnen Äste, Zweige, Blätter, Blüten und Früchte in den Licht- und Wirkungskreis der Sonne zu bringen, um so mehr gedeiht auch sein ganzes Wachstum, um so schöner und glänzender wird es. Nicht anders im Volks- und Staatsleben. Aus dem mannigfachen Streben zur Wahrheit und ihrer Erkenntnis fließt ihm ein größerer Schatz von Wahrheiten und Erkenntnissen zu, von geistigen Kraftelementen, die ihm zu einer größeren Sicherung seiner eigenen Existenz werden.

Es gibt also etwas, was über die Einzelanschauungen der Denker hinüberweist und hinübergreift: die Mehrung der menschlichen Erfahrung, die Richtigstellung der Erfahrungen selbst, die Berichtigung der Urteile darüber, was Wahrheit ist. Und hier trifft sich mein vornehmstes Sonderinteresse mit dem höchsten Allgemeininteresse — auf einer Höhe. Denn wie erst eine universelle Erkenntnis alle Not zu

wenden vermöchte, also auch meine eigene Not, also auch die Not aller anderen, so können wir nun sagen: die Wahrheit ist unsere höchste und erste Notwendigkeit! Ihr dienen wir alle, müssen ihr dienen, selbst wenn wir irren. Denn eine falsche Erfahrung, betrübt sie gleich, belehrt dennoch, wie eine richtige; eine Verneinung meiner Meinung zwingt mich, meine Meinung entweder als unhaltbar aufzugeben — ein Dienst, der der Wahrheit geleistet wird — oder meine Meinung besser zu begründen — abermals ein Dienst, der der Wahrheit geleistet wird —.

Wie nun bei der Aufstellung von Einzelmeinungen trotz ihrer Unterschiede ein Fortgang, eine geschichtliche Entwicklung, ein Wachstum und Quantitätsverhältnis obwaltet, welches die Wissenschaft als die „Geschichte der Philosophie“ darzustellen versucht, so waltet eine Entwicklung ob zwischen den einzelnen Versuchen staatlicher Einrichtungen, die da gemacht wurden und gemacht werden. Und wie es dort galt und gilt, durch Sammlung und Richtigstellung der Erfahrungen die Wahrheit zu erfassen, ihren Schatz zu mehren, um mit ihm immer mehr der Not des Lebens steuern zu können, so galt und gilt es hier, einen Staat, einen Zustand herbeizuführen, wo dem darin befangenen Menschen nicht der Atem ausgeht, sondern erhöhte Kraft, erhöhte Lebensfülle, erhöhte Lebensfreude zuteil wird. Ist dort die Wahrheit das Ideal, so hier der von der Wahrheit durchsonnte Zustand. Und also können wir hier sagen: der ideale Staat ist das Ziel aller staatlichen Bestrebungen und Versuche.

6.

Der ideale Staat! Wo ist er? Was ist er? — Wie oben bei der Wahrheit sei die Frage auch hier gestellt. Und wie dort die Antwort ausfiel, daß die Wahrheit nicht einzig und allein eine aus freier Fantasie geschöpfte Gedankenkonzeption sei, sondern nur die Summe aller richtigen Erfahrung, die Synthese all dieser Erfahrungen sein könne, so kann auch hier die Antwort nur lauten: der ideale Staat wäre derjenige Zustand, wo auf Grund aller bisherigen staatsbildenden Versuche, sowie auf Grund einer möglichst großen Zahl individueller Erfahrungen und Einsichten der höchstmögliche Grad von allgemeiner Ordnung und allgemeinem Wohle zugleich mit dem höchstmöglichen Grade von individueller Freiheit zur Wirklichkeit geworden wäre. Kurz, der ideale Staat wäre derjenige Zustand, worin es dem Staatsbürger vergönnt wäre, am meisten Mensch zu sein.

Hören wir diese Melodie und erinnern wir uns, daß die europäische Menschheit ein Zeitalter der Humanität und der Revolution, eine Zeit der Erklärung der Menschenrechte erlebt und durchgemacht

hat. Und diese Zeit hat in unsere Entwicklung eine Furche gezogen, aus der nun allerhand Samen sprießt, eine Furche, die wir nicht einfach wieder zuwerfen können. Und wenn nun Dahlmann meinte, weil die Menschheit dem Staate den Vortritt abgenommen habe, seien die Bahnen unserer politischen Entwicklung so ungemein viel ernster und mühseliger geworden, als in der antiken Welt, wo man Sklaven und Leibeigene und allerhand Rechtlose im Innern haben durfte, und jenseits der Grenzen nur Barbaren und Feinde zu kennen brauchte, so ist das wohl nach seinem Systeme, wo Volks- und Staatswachstum nicht getrennt werden, richtig, aber nach unserer Anschauung müssen wir sagen: nicht dem Staate hat die Menschheit den Vortritt abgenommen, sondern dem natürlichen Volkswachstum. Es kommt zu der ersten Überschneidung des natürlichen Volkswachstums durch das nationale Staatswachstum nun die zweite durch die Tatsache, nicht bloß durch die Idee, des Menschheitswachstums hinzu. Das aber ist es, was unsere Erkenntnis so sehr kompliziert und unsere politische Entwicklung so furchtbar erschwert.

Betrachten wir nun von diesem Standpunkte aus das Wesen der Demokratie, von der ja ihre Anhänger und die englisch-französischen Staatstheoretiker behaupten, daß sie jenem Ideale bisher am nächsten gekommen sei, daß sie zum mindesten die Möglichkeit biete, ihm am nächsten zu kommen, so sagt Taine von ihr: „Durch ihre Natur und Struktur ist die Demokratie diejenige Regierungsform, wobei das Individuum seinen Vertretern das wenigste Vertrauen und das geringste Maß von Gewalt übertragen darf. Überall gebieten ihm Gewissen und Ehre, sich selber ein bestimmtes Maß von Unabhängigkeit zu bewahren. Wenn in jeder modernen Verfassung der Herrschaftskreis des Staates beschränkt sein muß, so muß er in der modernen Demokratie am meisten beschränkt sein.“

Nehmen wir einmal an, diese Darlegung wäre richtig, — obgleich die Unstimmigkeit jedem offenen Ohr sofort erklingt, wenn man die Frage aufwirft: wie vereinigt sich denn dieses hohe und gesteigerte Selbstgefühl und Selbstvertrauen des Individuums mit jenem geringsten Maße von Vertrauen, das es seinen Vertretern gewährt, die in einer Demokratie doch seinesgleichen sind? — so springt doch gegen das „Wenn“ in dem letzten Satze Taines sofort das „Warum“ auf. Man fragt: Warum muß denn in jeder modernen Verfassung der Herrschaftskreis des Staates beschränkt sein? Obgleich das Grundprinzip doch das höchstmögliche Wohl Aller und nicht bloß eines einzelnen Menschen, einer Kaste oder Gesellschaftsklasse sein soll; obgleich er fast auf allen Gebieten regelnd in die Beziehungen der Menschen zueinander eingreift, selbst da, wo ehemals nur eine private oder gesell-

schaftliche Regelung stattfand, strebt ihm gegenüber das Individuum mehr und mehr nach Freiheit und Selbständigkeit und erträgt darum bevormundende Gewalt immer weniger. So schafft es sich die Staatsform der Demokratie, die die Gewalt beschränkt und ihm gestattet, am Staatsleben selber und an seiner Entwicklung in erhöhtem Maße — und zwar aktiv — teilzunehmen.

Wiederum kündigt sich hier die große psychische Wandlung an; eine Wandlung, die es dahin bringen möchte, in den einzelnen hineinzuverlegen, was ehemals von außen ihm auferlegt werden mußte, so daß sich das sogenannte Staatsbewußtsein, wozu man die Menschen ehemals einfach zwang und heute erziehen will, als lebendiges Bürgerbewußtsein, als Bewußtsein von seinen Rechten und seinen sozialen Pflichten im einzelnen kundgibt und zu wirken beginnt.

Oder war es etwa nicht so, daß der Staat ehemals etwas fast ganz Abstraktes war, das sich als Selbstzweck vor den einzelnen hinstellte und von ihm jedes Opfer und volle Hingabe verlangte? Und war es nicht etwa so, daß ein Einzelner einmal vor alle andern hintraten und sagen konnte: *l'état c'est moi* — der Staat bin ich? Und wandelte sich das Verhältnis nicht seitdem schon vielfach so, daß der einzelne kühn betont: „Der Staat ist nicht Selbstzweck, sondern sein Zweck ist das Gesamtwohl, also auch das meinige? Erfüllt er diesen Zweck nicht oder nur mangelhaft, so ist mein Interesse an der Erhaltung des Staates nur ein bedingtes oder auch gar keins; vielleicht sogar ist die Beseitigung dieses Staates mein Interesse?“ —

Wir wissen alle, daß diese Gedankengänge in allen Schattierungen vorhanden waren und sind, daß sie sich nur dem Grade nach unterscheiden, je nachdem der einzelne nur mit einer staatlichen Einrichtung, mit mehreren, mit vielen oder gar mit allen zufrieden oder unzufrieden zu sein sich berechtigt glaubt. In diesem Aufstreben des Einzelbewußtseins dem Staate gegenüber, das fast allgemein ist, zeigt sich der große seelische Wandel, der sich da vollzogen hat.

Aber auch für den Staat liegt eine Neuheit vor: die Individuen, ein Teil von ihnen, von seinen Staatsbürgern, wuchsen empor; sie drangen mit ihrem Wachstum mehr oder weniger in den Lichtkreis seines Bewußtseins. Ob positiv, ob negativ, das Staatsbewußtsein erfaßte sie, und zugleich drang mit dem Wissen vom Staate das Wissen von sich selber in sie ein. Also mündig geworden, können sie sagen, was ihnen am Staate fehlt. So wird der Staat zur Beweglichkeit, zur Anpassung gezwungen; er kann sich nicht zu einem starren „Zustand“ verdichten, sondern er muß sich die Fähigkeit zu erhalten suchen, sich den aus seinem eigenen Leben empordringenden

Neubildungen anzupassen, ihnen gerecht zu werden. Der sogenannte Absolutismus, das Abgelöstsein des Staatsbewußtseins von den Staatsbürgern hat aufgehört, in einem gewissen Kreise eine fruchtbare Möglichkeit zu sein.

Aber seiner geschichtlichen Dauer wegen kann kein Staat ganz auf ein großes Maß von Beharrungskraft verzichten, und seiner zukünftigen Entwicklung wegen darf er auch niemals nur mit dem Erungenen zufrieden sein wollen. Und zum dritten gar darf er noch weniger plötzlich das Ideal verwirklichen wollen, das da in einem oder in einzelnen Köpfen und Herzen auftaucht, bevor nicht wenigstens ein großer Teil jener idealen Menschen vorhanden ist, die ihn tragen und pflegen sollen und können. Ist doch der moderne Staat ein auf langer Entwicklung beruhendes Gebilde. Noch umfaßt er alle Kultur- und Altersstufen, die die staatsbildenden Menschen einmal durchlaufen haben. So muß er notwendig einen Rest früherer Formen enthalten und sich zu erhalten suchen, so lange er z. B. auch noch Menschen umfaßt, die mit ihrer Entwicklung noch auf der Stufe jener Menschen mit den „kleinen Dolchen“ stehen. Aber er muß auch den neuen Formen offenstehen. Er muß Freiheit gewähren und zwingen können. Nur daß die Harmonie obwalte! Nur daß der Zwang sich nicht über alles und jedes erstrecke, sondern lediglich über jene Gebiete und Personen, wo eben Zwang nicht entbehrt werden kann.

Wir sehen: daß das Wort von der Beschränkung der Staatsgewalt in der mechanischen Auffassung, wie es seit der französischen Revolution — und auch noch von Taine — gebraucht wurde, eine theoretische Abstraktion ist. Denn nicht auf eine nur äußerliche Beschränkung der Staatsgewalt kam und kommt es an, sondern auf ihre Objektivierung.

Und sehen wir gar auf die Notwendigkeit einer Durchdringung des Einzelbewußtseins mit dem Staatsgedanken, einer Durchblutung des Persönlichkeitsbewußtseins mit dem Bewußtsein eines allgemeinen Wachstums, so kann man sogar sagen: nicht auf die Einschränkung, sondern auf die Erweiterung der Staatsgewalt kommt es an, die sich da in jedem Einzelbewußtsein einen Agenten heranzubilden bemüht ist. Und kann man nun wohl noch sagen, daß es sich darum handle, den Herrschaftsstaat durch den Volksstaat zu ersetzen? Eine Sache, die man in Frankreich und anderswo zu machen versuchte? Oder muß man nicht vielmehr sagen: Nicht den Herrschaftsstaat abzuschaffen gilt es, sondern die Herrschaftszone zu erweitern — jeweilig dem Wachstum des Volkes gemäß?

Das Individuum will frei sein, es will Herr sein. Gewiß! Aber

wann kann es das? Erst dann, wenn alle die Ursachen weggeräumt sind, derentwegen man bis heute Staaten mit Schutz- und mit Zwangsgewalt ins Leben rief. Dann also, wenn alle Menschen — auch die Individuen im Staate selbst, auch die Individuen jenseits der staatlichen Grenzen — von sich aus und kraft ihrer eigenen inneren Selbstbestimmung so sind, wie der Staat — die Gemeinschaft — möchte, daß sie wären!

7.

Je höher man nun dieses Freiheitsideal stellt, je mehr man seine notwendigen Voraussetzungen in Betracht zieht, um so mehr wird gerade das Individuum und der Individualist sich mit geschichtlichem Bewußtsein erfüllen müssen, damit er erkenne, wie weit noch bis zu diesem Ziele, das Liebe und dichterische Fantasie mit großem und kühnem Flügelschlage erreichten, auf dem Boden harter Wirklichkeiten zu wandern ist.

Das eine aber wurde schon hier klar: das ungeheure Wachstum der staatlichen Gewalt in der neueren Zeit steht nicht im Gegensatze zur individuellen Entwicklung, sondern es beruht geradezu auf ihr. Denn je mehr Individuen, je besser entwickelte und wirklich lebendige Persönlichkeiten, um so fester, um so gesunder und stärker wird auch das Leben der Allgemeinheit, des Staates.

Je stärker aber das Leben des Staates nach innen und außen wird, um so mehr wird Arbeitsteilung nötig, und diese fordert wiederum die Mitarbeit des einzelnen am Staate. Sie fordert die Kunst der Verwaltung anstatt der Nichtkunst der Gewaltanwendung; sie fordert mithin die Durchdringung des staatsbürgerlichen Denkens mit Objektivität — also auch die Objektivierung der Staatsgewalt.

Und nun wollen wir uns einen Augenblick besinnen. Liegt nicht vielleicht doch ein Fehlschluß, zum mindesten eine Unzulänglichkeit vor, wenn wir den Staat nur als den Hüter und Vertreter des allgemeinen Interesses betrachten, als Schützer und Sicherheitswächter, wie es Taine auf Grund der romanischen Theorien tut? Oder wenn wir ihn mehr nach englischer Art als den Bereiter des allgemeinen Nutzens auffassen und ihn somit auch eigentlich mehr für nützlich als für notwendig halten? Sind diese Auffassungen nicht doch vielleicht allzu materialistisch und oberflächlich? Oder was heißt es denn, wenn ein Dahlmann sagte:

„Der Staat ist keine Erfindung, weder der Not noch der Geschicklichkeit, keine Aktiengesellschaft, keine Maschine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes

Vertragswerk, kein notwendiges Übel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menschheit, er ist eine ursprüngliche Ordnung, ein notwendiger Zustand, ein Vermögen der Menschheit und eines von den die Gattung zur Vollendung führenden Vermögen?“

Und was ist das alles, was uns da auf dem bisherigen Wege zum Teil schon sichtbar wurde? Woher stammen denn diese scheinbaren Analogien mit ihren Bezeichnungen aus dem Gebiete der Lebenserscheinungen, denen die Naturwissenschaften ihre besondere Aufmerksamkeit widmen? Zumeist stammen diese daher — und hier spreche ich meine Meinung einfach aus, ohne mich auf eine Polemik weiter einzulassen — daß von sogenannten Analogien hier durchaus nicht immer die Rede ist, sondern von mehr oder weniger gut erkannten Tatsächlichkeiten und Wirklichkeiten. Das staatlich organisierte Leben eines Volkes ist eben keineswegs etwas von allem anderen natürlichen Leben Abgesondertes und für sich diesem Gegenüberstehendes, sondern auch diese Auswirkung des Lebens untersteht den natürlichen Gesetzen alles Wachstums, genau so, wie der einzelne Mensch nicht über dem Naturleben steht, sondern, wie schon jeder hohle Zahn ihn deutlich belehren kann, mitten darin. Daß ein Teil — vielleicht einmal das Ganze — dieses Naturlebens im Menschen zum Bewußtsein strebt und von ihm erkannt wird, ändert grundsätzlich an seiner Stellung in der Natur durchaus nichts. Denn wo immer in der Welt Leben erblüht, da muß dieses Leben nach Individuation streben. Und wo immer diese bis zu einem gewissen Grade gedieh, da muß nicht minder das Erkennenwollen des anderen, und mit ihm schließlich das Erkennenwollen alles anderen Lebens als stärkster Trieb und als unumgängliche Notwendigkeit der Selbsterhaltung erwachen. Alles aber, was der Mensch schafft und tut, tut und schafft er unter dem Einflusse dieses Triebes zur Selbsterhaltung, unter dem Einflusse dieser Notwendigkeit seiner geistigen und leiblichen Existenzsicherung. Er will und muß das Gleichartige erkennen, um es an sich heranzuziehen, um sich mit ihm zu seiner größeren Sicherheit zu verbinden. Er will und muß das Fremde und Andersartige erkennen, um es von sich fernzuhalten, oder es umzuwandeln in seine Art, oder es zu unterwerfen oder zu vernichten. Auch sein Staatenbau steht unter diesem Zwange. Und darum geht es nicht an, den Menschen und dieses sein Schaffen von dem Bereiche der Naturwissenschaften auszuschließen. Im Gegenteil, er gehört ganz dahinein, so sehr, daß man nun sagen darf: Die Zeit ist angebrochen, die die rein formale und mechanische Auffassung der Staatslehre hinter sich läßt, und wir traten in die organische Betrachtung des Menschenlebens auch auf diesem Gebiete ein.

8.

Es ist aber durchaus nicht meine Absicht, hier mit naturgemäß unzulänglichen Kräften und Mitteln — denn diese Art der Betrachtung steht ja noch fast ganz in den Anfängen — einen Systembau zu entwerfen und zu entwickeln. Was ich aber will, ist: den Blick in dieser Richtung und für diese Art zu schärfen und die zu erwähnenden Erscheinungen möglichst aus diesem Gesichtswinkel heraus zu erfassen und zu beleuchten.

Das Bewußtsein von einem Staatsganzen, von einer Gemeinsamkeit des deutschen Volkes war der Bevölkerung ehemals keineswegs gegenwärtig. Wir hörten davon. Man verbrachte „ein zertrenntes Leben in einer Fülle kleinerer Gesamtheiten, längst befestigte Kreise des Daseins, lebendige gern selbständige Ordnungen zusammengewachsener Familien und Berufe“ bis die große Not des Krieges kam und die gemeinsame Gefahr offenbar wurde, bis sie den Keim legte zu dem Bewußtwerden der eigenen deutschen Nationalität. Da galt es nun, „die höchste Regel, die zum Ganzen leitet, verwaltend festzustellen“. Nicht aufzulösen galt es, was, wie Dahlmann sagt, „Gott, Natur und die Gesellschaft mannigfaltig geschaffen hatten, sondern die Art des Ganzen“ in diese Mannigfaltigkeiten einzuführen, „so daß teils sie selber darzutun, teils von oben dazu angewiesen werden“. Wir hören das Motiv des natürlichen Werdens des modernen Staates.

Aber noch ein anderes hörten wir: das Eintreten des Individuums mit seinem eigenen Gottesgnadentum, seiner Selbstpriesterschaft in die Entwicklung des deutschen Volkes. Die Reformation — so hat man diesen Prozeß zu eng im Hinblick auf die kirchliche und religiöse Umgestaltung genannt — hatte die feinsten Fragen praktisch gemacht. Neben den Schriftstellern, welche den Staat der äußeren Erfolge, der herrschenden Stärke und des Reichtums wollten, stellte sich die lange Reihe derjenigen auf, die nicht müde wurden, das in christlicher Zeit doppelt schwierige Verhältnis des Individuums zum Staate zu erörtern, welches sich in der Frage ausspricht: Wie soll die Sittlichkeit mit dem Recht, das innere Gesetz der Freiheit mit dem äußeren des Zwangs bestehen? Wer von beiden soll nachgeben, ohne doch sich aufzugeben? Ist in dieser Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge eine Versöhnung überhaupt nur möglich?

Unter dem doppelten Aspekt der dauernden großen Gefahr, die zum Zusammenstehen zwingt und mit der Zeit ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erzeugen, das Bewußtsein eines Staatsganzen wecken muß; und unter der offenkundigen Notfrage des inneren Lebens nach dem Verhältnis des Individuums zum Staate ist der Staat der Hohenzollern ins Leben getreten.

9.

Bei solcher Einstellung des Blickes nun wie steht es da um das Wachstum des deutschen Staates?

Sehen wir auf die früheren Zeiten zurück, so zeigt sich, daß die deutschen Stämme im Norden, Süden und Westen bald von sich rasch befestigenden nationalen Staatsgebilden umschlossen wurden. Im Norden die skandinavischen Staaten, im Westen Frankreich und Spanien und im Süden zuerst das oströmische Kaisertum, dann die ihm folgende Herrschaft der Osmanen. Die einzigen Länder, wo eine derartig festere Staatenbildung zurückblieb, waren Italien im Süden und im Südosten donauabwärts vor allem die Gebiete der heutigen kleinen Balkanstaaten. Nach Italien zu suchte die deutsche Kaisermacht die festen staatlichen Grenzen zu gewinnen, donauabwärts lag die Aufgabe der später erstarkenden Staatsmacht Österreichs. Die Nordostgrenze deutscher Siedelung aber blieb noch auf lange Zeit ein Gebiet flutender Staatsgrenzen. Hier — wir können bei dieser großen Umrißzeichnung Böhmen, Mähren, Schlesien mit einrechnen — kämpfte deutsches Wachstum gegen slavische Ausdehnung, und zwischen dem Drange gegen Süden — Italien — und der Notwendigkeit, fremdes Volkstum im Osten der eigenen Siedelung fern zu halten, bestand bald eine Art geschichtlicher Wechselwirkung. Als es im Laufe des 13. Jahrhunderts zu festeren staatlichen Gestaltungen in einigen Teilen Italiens kam — Venedig, Genua, Mailand, der Kirchenstaat, dann bald Florenz und Pisa — Bildungen, die, wenn auch noch nicht staatlich geeint, auf das Wachstum eines Volkes, der Nation der Italiener, deutlich hinwiesen, flutete die Reizung des deutschen Volkswachstums ebenso deutlich nach dem letzten noch offenen Grenzgebiete im Nordosten, dem Lande der Slaven ab. Die Germanisierung Preußens durch den deutschen Orden fällt in die gleiche Zeit, wo in Italien das Geschlecht der kaiserlichen Hohenstaufen seinen Todeskampf kämpfte. Auch Heinrich der Löwe, der Welfe, war jenen Weg nach Osten gewandelt, nachdem er sich dem Kaiser im Süden versagt hatte, und seit den Habsburgern bestimmte alsdann die Herrschaft im Osten Deutschlands, in den Markgebieten altdeutscher Siedelung und in ihren Vorländern die Herrschaft über Deutschland selbst. Alle Fürstenhäuser des späteren Mittelalters drängten gegen Osten; hier suchten sie Fuß zu fassen, hier sich gleichsam die Berechtigung und die Macht zu holen, als Wächter und Hüter des deutschen Lebens die Herrschaft in Deutschland, die Kaiserkrone zu gewinnen und zu behaupten.

Bei näherem Zusehen ergibt sich die Tatsache, daß das germanische Volkstum sich im Osten nicht nur stärker erhielt und erhalten konnte, als in dem stets von neuen Wellen romanischer Kultur überfluteten

Westen, sondern daß auch alle späteren Kaiserhäuser durch Landerwerb im Osten ihre dauernde Vormacht zu begründen trachteten. Sieht man von den Sachsenkaisern der früheren Zeit ab, die außer ihrem sächsischen Stammlande schon vor allem die andere Ostmacht im Süden, nämlich das bayerische Herzogtum zu gewinnen suchten; sieht man ebenso von Otto von Nordheim, dem Sachsenfürsten ab, der die gleichen Wege wandelte, ferner von Heinrich dem Löwen, dem Welfen und seinem Geschlechte, das die Vereinigung Sachsens mit Bayern erstrebte: so stellt sich jene Strebung zum erstenmal ganz rein und klar dar, als Habsburg mit der Zusammenfassung seiner südöstlichen Macht in Österreich und Böhmen den Wittelsbachern hier im Süden endgültig den Weg verlegte. Da bog der Wittelsbacher nach Nordosten aus. Kaiser Ludwig der Bayer suchte in der Mark Brandenburg Fuß zu fassen. Ihm folgten aus dem Westen Deutschlands die Luxemburger und diesen endlich die Hohenzollern. Ihnen erst gelang es, sich in Brandenburg festzusetzen und zu behaupten. Damit aber traten sie als die Ostmacht im Norden mit der Ostmacht im Süden, mit Habsburg, in Wettbewerb. Den Ausschlag in Deutschland für den einen oder den anderen konnte vor allem der Umstand bringen, ob im Süden oder im Norden für die deutsche Entwicklung die größere Gefahr drohte. Und mit der Zurückdrängung der Türkengefahr im Südosten, mit dem Zurücktreten ihrer Macht aus dem Angriffe in die Verteidigung, und mit dem fast gleichzeitigen stärkeren Vordrängen Rußlands im Nordosten wandte sich der Pfeil der deutschen Auslands-, der deutschen Wachstumspolitik von Südost nach Nordost. Immer herrischer trat an die Hohenzollern die Forderung heran, sich zur Führung in Deutschland bereit zu machen.

War jenes Streben des deutschen Adels zum Osten ein fast rein instinktives, so sehr, daß bis heute viel mehr „Zeit-“ und „Zufallsursachen“ als die Notwendigkeit der deutschen Volksentwicklung als bedingend dafür angegeben werden, so erscheinen mir diese gleichmäßigen, einander folgenden Bewegungen mit der Hinlenkung deutschen Lebens in diese Richtung vielmehr als durchaus gesetzmäßige, als mindestens ebenso gesetzmäßige, wie es das Hinströmen neuer und stärkerer Blutwellen zu den gereizten oder verletzten, mithin schwächeren und bedrohten Stellen eines Körpers ist. Die Tatsache bestand, und wir müssen sie als gegeben betrachten, daß das germanische Element an dieser flutenden Ostgrenze einem an sich weniger befestigten, an Kultur ärmeren Volkselemente gegenüberstand, daß sich infolgedessen seine höher entwickelte Kultur hier in ihrem Wesen reiner zu erhalten vermochte, daß aber auch eine straffere Zusammenfassung der germanischen Elemente hier sowohl möglich war, als mit der Zeit notwendig

wurde. Auf jene Möglichkeit weisen schon die frühesten Staatsversuche und Bildungen hin. So das Königtum des Marbod in Böhmen, so auch, wie schon Felix Dahn betont, die viel stärkere Form und straffere Erscheinung des Königtums bei den Gothen und Ostgermanen, als wir es bei den Westgermanen finden.

Stärkere Zusammenfassung aber bedeutet stärkere Abwehr und Zurückweisung des Fremdartigen, damit wieder erhöhte Möglichkeit der Entwicklung eigener Art. Und so wollen wir uns hier damit begnügen, auf den Ort dieser Möglichkeit einer stärkeren Artentwicklung, der Entwicklung einer nationalen Eigenart mit dem Finger hingedeutet zu haben.

Erst kürzlich las ich bei einem unserer hervorragenden Staatsrechtler, Edgar Loening, das Wort: „Die Staatslehre teilt mit allen Wissenschaften das Schicksal, daß ihre letzten und allgemeinsten Begriffe, auf denen die ganze Wissenschaft ruht, der Erkenntnis die größten Schwierigkeiten darbieten.“ Und das ist eben hier vor allem der Begriff „Staat“. Auf dem Wege des staatlichen Werdens, nicht nur auf dem der begrifflichen Systematik, wollen wir also weiter versuchen einen Einblick in das Wesen des Staates zu gewinnen.

10.

Der Hinweis auf die jeweilig größere Gefahr, als einen sowohl unsere äußere, als auch unsere innere Entwicklung stark mitbedingenden Faktor, führt uns nun zu einer Betrachtung anderer Art hinüber. „Zum Urteil über den preußisch-deutschen Staat“ hat der Schweizer Hermann Bächtold eine politisch-geographische Studie genannt. Er unternimmt es da, das Verständnis für unsere deutsche Entwicklung bei seinen Landsleuten vor allem zu öffnen. Seine energische Art der Betrachtung bietet jedoch auch uns manche Gesichtspunkte dar, die bisher weniger herausgearbeitet wurden. „Wenn der Satz“ — so heißt es da — „aufgestellt wird, daß die Struktur eines Staates in gewissem Sinne abhängig ist vom Staatsgebiet, also einer politisch-geographischen Gegebenheit, so ist, solange wir diesen Begriff des Staatsgebietes derart allgemein nehmen, noch nicht recht abzusehen, wieso seine verschiedene Beschaffenheit eine verschiedene Beschaffenheit der rechtlichen und politischen Struktur des Staates bedingen kann. Wir müssen den Begriff näher analysieren, wollen uns aber hier damit begnügen, zwei Seiten auseinanderzuhalten: seine Größe und seine politisch-geographische Lage. Größe und Lage sind wieder zwei komplexe Gegebenheiten. Wir beschränken uns hier auf den Hinweis, daß unter Größe und Gebietsquantität nicht bloß die räumliche Oberflächenausdehnung verstanden ist, sondern auch die natürliche Ausstattung

dieses Landes mit Kräften und Gütern, die als Quellen staatlicher Macht und politischer Energie in Betracht kommen können. — Um das (wechselnde) Verhältnis von Größe (in diesem Sinne) und politisch-geographischer Lage des Staatsgebietes handelt es sich nun. Wie sich dieses Verhältnis wandelt, so wandelt sich auch die staatliche Organisation. Wir wollen besser sagen: Jeder Wechsel in diesem Verhältnis hat die Tendenz, einen Wechsel der Staatsstruktur zu bewirken. Diese Tendenz kann natürlich zur Auswirkung nicht kommen, wenn nicht ein Wille im Staate sie aufgreift. Angenommen, dieser Wille sei vorhanden, so wird in einem Staat, dessen Größe seiner Lage, d. h. den Ansprüchen seiner Lage, nicht entspricht, in dem also eine Spannung zwischen Größe und Lage vorhanden ist, diese Spannung gelöst durch eine straffere Anspannung der staatlichen Gemeinschaft und der Machtquellen des Staates. Ein Staat beispielsweise, dessen Lage im internationalen politischen Spannungsfelde wir etwa als erster Ordnung bezeichnen können, dessen Gebiet aber verhältnismäßig klein ist, sagen wir vierter Ordnung, muß den Zustand der Hochspannung zwischen Anforderungen der Lage einerseits und der Größe andererseits auszugleichen suchen durch eine Hochspannung der Staatsgewalt. — Das war nun aber der abnormale Zustand, in dem sich der preußische Staat lange Zeit befand.“ Soweit Bächtold.

Wir fragen nun zunächst nach der Art der Hochspannung der Staatsgewalt, die da möglich ist. Da gibt es die eine Art, die auch gewöhnlich zeitlich die erste ist da, wo es innerhalb eines Volkslebens zu einer staatlichen Zusammenfassung kommt, wo also an ein Volkswachstum die Berufung herantritt, ein Staatsvolk zu werden: die Art des fürstlichen Absolutismus. Das aber ist diejenige Art, wo der Fürst noch alle staatliche Gewalt, gestützt auf die Kraft seines Heeres, einem noch wenig gebildeten Volke gegenüber in Händen hat. Durch seine Macht ist er da seines Volkes sicher.

Und eine zweite Art gibt es da, wo der Fürst nicht nur durch seine Gewalt, sondern auch durch die Vernunft und den Willen seines hochgebildeten Volkes eben dieses Volkes sicher ist.

Blicken wir nun von hier aus auf die „Kräfte und Güter“, auf die „natürliche Ausstattung des Oberflächenraumes zurück, so ist nicht etwa Silber und Gold das erste Gut, nicht etwa Kohle und Wasserkraft die erste Kraft, die einem Staate Leben gibt, sondern die weit- aus erste Kraft sind die im Staatsgebiet wohnenden Menschenkräfte, und oberstes Gut ist die Güte des Menschlages, der das Staatsgebiet bevölkert. In diesem Punkte aber sah es im jungen Preußenstaate vielleicht nicht viel besser oder schlechter aus, als in manchem anderen Gebiete Deutschlands. Was sonst von natürlichen Gütern

und Kräften vorhanden war, war auch außer viel Sand nicht gerade glänzend. Im Gegenteil: auf kargem Boden zumeist wohnte eine noch wenig dichte Bevölkerung, die schwer um eine mäßige Existenzsicherung zu kämpfen hatte. Dieser Staat, dieses Volk nun hineinversetzt in das sich nach Nordosten vorschiebende Spannungsfeld internationaler Politik — wie sollte es da bestehen?

An diese Frage schließt sich die andere an: Gab es in Preußen einen Willen, der den ungefähr seit dem dreißigjährigen Kriege entscheidend eintretenden Wechsel in den Verhältnissen zwischen Größe und geographisch-politischer Lage aufgriff? Es seien hier nur Namen genannt: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, Friedrich I., der erste König in Preußen, Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., der Große. Fest hielten diese Herrscher die Staatsgewalt in ihrer Hand, und der wachsenden Gefahr der Lage suchten sie zunächst durch Ausdehnung der Größe zu begegnen. Aber nicht allein dadurch. Die Erziehung des Volkes, die Zucht, seine merkantile, gewerbliche, wissenschaftliche Bildung, von der Volksschulbildung angefangen, traten schon sehr früh in den Gesichtskreis dieser Regenten. Dann aber sprach Friedrich II. es so klar und bestimmt wie nur möglich aus: „Preußen hat keine anderen Hilfsquellen als seine festen Einnahmen, und man kann vom eigenen Lande nur eine Anleihe von höchstens zwei Millionen Thalern erwarten. Ein Peru, eine reiche Handelskompagnie, eine Bank und all die andern Hilfsquellen Frankreichs, Englands und Spaniens besitzen wir nicht, aber durch angestrengte Arbeit können wir es dahin bringen, daß wir neben ihnen eine Rolle spielen.“

Der gleiche Fürst aber erkannte nicht minder scharf die geographisch-politische Lage seiner Länder, die sie zu Nachbarn der größten Fürsten Europas machte. „Und alle diese Nachbarn — so erklärte Friedrich — sind ebenso viele eifersüchtige oder ebenso viele geheime Feinde unserer Macht.“

Das alles aber hieß: Hochspannung der Kraft und aller Kräfte des preußischen Volkes. So ergriff dieser König sein Ziel. Auf allen Gebieten setzte seine fürsorgende Tätigkeit ein, und er hielt, selbst ein Muster der Pflichterfüllung, einer eisernen Pflicht, bis zu seinem Tode daran fest. Wandelte sich auch die Meinung von dem Erfolge seines Werkes von begeisterter Hingabe des jungen bis fast zum Pessimismus des alten Königs, so blieb doch sein Werk das gleiche, und das Ziel dieses Werkes war: die Ertüchtigung, die Veredelung seines Volkes, die Erweckung seines Könnens, seines Wissens und seines Bewußtseins.

Zu solchem Werke bedurften solche Regenten der Helfer. Wo fanden sie sie?

II.

Der erste Gegner, den die Begründung einer staatlichen Macht in den Marken fand, war natürlich dasjenige Volkselement, das es in hartem Kampfe zu einer beschränkten Eigenkraft und Selbständigkeit gebracht hatte: der einheimische Adel. Von dem „Burggrafen von Nürnberg“ bis zu König Friedrich Wilhelm I. ist die staatliche Macht gezwungen, diesen störrischen Widerstand — nicht zu brechen, wohl aber zu überwinden. Was in engem Eigenwachstum zu erstarren drohte, mußte der erste Keim zu neuem Leben werden.

Wollte der Adel, wollte diese störrische Junkerschaft nicht zum Beherrschtwerden unter die vielfach fremden Helfer und Beamten des Fürsten herabsinken, so mußte er sich entschließen, selber zum Herrschen mitzuhelfen. Hier, wo die Möglichkeit zur Erlangung einer besseren Bildung noch am ehesten vorhanden war, mußte die Pflicht zu dieser Bildung begriffen werden. Und wenn einmal der erste Stand, so mußte der Fürst auch hier seine ersten und besten Helfer finden. Und so erzählt schon Spahn vom großen Kurfürsten: „Je weiter seine Herrschaft fortschreitet, desto schärfer treten die schöpferischen Gesichtspunkte hervor, desto deutlicher werden sie ergriffen, desto geeignetere Hilfskräfte eilen herzu, und fast unmerklich, aber wie in eiserner Notwendigkeit wächst der preußische Staat empor. Ein halbes Jahrhundert ist Friedrich Wilhelm dabei der Werkmeister; sein eigenes Leben verfällt, die gewaltige, so trefflich sicher arbeitende Staatsmaschine kommt unter schweren Stößen in Gang.“ Aber gegen die „Junker“ erklang noch das bekannte Wort seines Enkels, des zweiten Preußenkönigs: „Ich komme zu meinem Zweck und stabilisiere die Souveränität und setze die Krone fest wie einen rocher von Bronze.“ Im Adel fand die staatliche Macht das erste und das stärkste Widerstreben. Ist es ein Wunder, oder ist es unsrer Anschauung gemäß nicht ganz natürlich, daß sie selbst hier auch ihre erzieherische Kraft zuerst ansetzte, dieses wilde, aber starke Wachstum ihrem Zwecke zu gewinnen?

Auf welche philosophischen oder moralischen Gründe dann auch ein Friedrich der Große seine Vorliebe für den Adel in Heer und Verwaltung stützen mag, der eigentliche, natürliche Grund, die erste Notwendigkeit lag auf jenem Boden. Es mußte erster Mitarbeiter am Staate und an seiner Macht werden, was ihm am heftigsten widerstrebte. Das ganze Volk zu bilden und staatsbürgerlich zu erziehen, wie es notwendig wurde, war nicht auf einmal möglich. Eine Menschenklasse mußte zuerst in diesem Sinne gewonnen, gebildet und erzogen werden, und das konnte nach Lage der Verhältnisse nicht nur, sondern

auch auf Grund des natürlichen Volkswachstums nur der Adel sein. „Patriotischer Sinn und Standesbewußtsein muß ihm eingeflößt werden. Daran habe ich gearbeitet und während des Ersten schlesischen Krieges mir alle mögliche Mühe gegeben, den gemeinschaftlichen Namen Preußen in Aufnahme zu bringen, damit die Offiziere lernen, daß sie alle, aus welcher Provinz sie auch stammen, als Preußen zu gelten haben, und daß aus dem gleichen Grunde alle Provinzen, obwohl voneinander getrennt, doch nur ein einziges Staatsgebilde ausmachen.“ So bekannte Friedrich II. von sich. Und ganz folgerecht wurde es für ihn zu einem Gegenstande der Politik des Königs von Preußen, seinen Adel zu erhalten und zu schützen. „Denn welcher Wandel auch eintreten mag, er wird vielleicht einen reicheren, aber niemals einen tapferen noch treueren Adel bekommen.“ Um ihm seine ökonomische Sicherheit zu erhalten, sollte es verhindert werden, daß die Bürgerlichen adelige Güter erwerben.

So abgerissen klingt heute eine derartige Meinung ganz veraltet, überholt und ungerecht. Es ist darum notwendig, auf das Ganze der königlichen Anschauung einen kurzen Blick zu werfen. Rasch werden kleine Staaten zermalmt — und ein solcher war Preußen doch noch — „sobald nicht alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist“. — Die geographische Lage zwang den König, „ein starkes Heer zu halten“. — „Gleiches oder Besseres zu leisten als die Feinde“, war die Forderung, und sie war nur „durch Ordnung und Disziplin“ zu erfüllen. „Durch Auszeichnung und Aufmunterung muß unter den Offizieren ein edler Wetteifer erregt werden, ihre Gegner zu übertreffen. Kümmert sich der Herrscher nicht selbst um das Heerwesen und geht er nicht mit gutem Beispiel voran, so ist alles verloren. Zieht man die müßigen Hofschranzen den Offizieren vor, so wird jedermann ihren Müßiggang dem beschwerlichen Waffenhandwerk vorziehen. Während unsere Offiziere jetzt aus dem Adel hervorgehen, wird man dann zu Bürgerlichen greifen müssen, und das wäre dann der erste Schritt zum Niedergang und Verfall der Armee.“ —

Zu seiner Zeit sprach der König sich also aus, nicht zu der unserigen. Er kannte den Wandel aller Dinge, weshalb man ihm und seinem Geiste unrecht tun würde, wollte man ein solches Urteil einfach als allezeit geltendes Dogma übernehmen. Daß Bildung, Geist, Tüchtigkeit auch auf anderem Boden wachsen könne, war dem Könige wohlbewußt, aber wo war im damaligen Preußen dieser andere Boden? Erst mußte das Saatgut selbst gewonnen, erst mußte die Ehre des preußischen Heeres und Offiziersstandes selbst geschaffen werden, ehe ihr Samen über den Stand selber hinüberwachsen, ehe er vom Bürgerthum begriffen und als erstrebenswert aufgenommen werden konnte.

Woher aber die Tradition rein adeliger Offizierskorps bei einzelnen preußischen Regimentern stammt, ist hier ersichtlich geworden. Und wie jede Tradition kann auch diese gut oder schlecht wirken, und sie wirkt schlecht, wenn lediglich der Adel in der Geburt und nicht zugleich auch in der edlen Art und Tüchtigkeit des Menschen erkannt werden will.

Des Königs Anschauung aber wurzelte doch noch tiefer. Wenn er zwischen Herrscher und Volk keine Trennung sah, sondern eine Einheit, wie hätte er zwischen den einzelnen Ständen eines Volkes eine solche Trennung erblicken sollen? „Das Übel erreicht den Gipfel, wenn es verderbten Seelen gelingt, den Herrscher zu überzeugen, daß seine Interessen andere seien, als die seiner Untertanen. Dann wird der Fürst zum Feind seines Volkes, ohne zu wissen, wie das kommt. . . Ich wiederhole also: der Herrscher repräsentiert den Staat; er und sein Volk bilden bloß einen einzigen Körper, der nur insoweit glücklich sein kann, als Eintracht die einzelnen Glieder zusammenhält.“

Und weil er sich selbst und sein Volk als Einheit empfand, als etwas, womit er sich „innerlich verwachsen“ fühlte, darum konnte sein Selbstdenken gar nicht anders sein, als ein Denken an sein Volk und seinen Staat. Hier — in diesem großen „Egoismus“ — fand er den Sporn zu den strengsten Anforderungen, die er an sich selber stellte, hier auch den Grund zu dem Zwange, an alle anderen strenge Anforderungen stellen zu müssen. Auch an den Adel, denn die Geburt allein galt ihm nichts. „Alles wäre verloren in einem Staate, wenn die Geburt über das Verdienst siegte.“ Und immer wieder bewegt ihn dieser Gedanke, nur das Verdienst auszeichnen zu wollen und nichts, gar nichts anders. Am schönsten und eindringlichsten spricht sich der König in einer seiner politischen Schriften aus dem Jahre 1777 aus. Den guten Sitten brächte es „einen nicht wieder gutzumachenden Schaden, wenn der Fürst Personen allzusehr auszeichnet, die kein Verdienst haben, aber große Reichtümer besitzen. So übel angebrachte Ehrenbezeugungen bestärken die Allgemeinheit in dem volkstümlichen Vorurteil, reich sein genüge, um angesehen zu sein. Eigennutz und Begehrlichkeit sprengen dann die Fessel, die sie noch hielt. Jeder will Reichtümer anhäufen. Sie zu erwerben, werden die rechtswidrigsten Mittel angewandt. Die Korruption greift um sich, schlägt Wurzeln und wird allgemein. Die Talente, die sittenreinen Leute werden mißachtet, und die Welt ehrt nur die Bastarde des Midas, die mit ihrem reichlichen Geldausgeben, ihrem Prunk sie blenden. Um zu verhindern, daß die nationale Sittlichkeit so scheußlich entarte, muß der Fürst ohne Unterlaß darauf bedacht sein nur das persönliche Verdienst auszuzeichnen und dem üppigen Reichtum ohne Sitte und Tugend nur

Verachtung zu zeigen.“ — Also weder Geburt noch Reichtum allein galten diesem Könige, nur das persönliche Verdienst. Seine Erziehung richtete sich an den inneren Menschen, an das, was man Charakter nennt; wirkliche Veredelung war sein Ziel. So wollte er sich die Mitthelfer gewinnen, und aus diesem Grunde wandte er sich in erster Linie an den Adel.

„Demütigende Strafen“ will er von seinen jungen Edelleuten ferngehalten wissen; schlagen durften die Lehrer nicht. „Nützliche Untertanen“, „nützliche und tugendhafte Bürger“ sollen „für den Staat“ herangebildet werden. Das Kadettenkorps wird einem Offizier „von hohem Verdienst“ anvertraut, „der sein Lebensglück in die Bildung der adligen Jugend setzt, indem er ihre Erziehung leitet, ihre Seele erhebt, ihr tugendhafte Grundsätze einprägt und sich bemüht, sie für das Vaterland nutzbringend zu machen“. Und immer wieder kehrt die Hauptforderung wieder: Bildung der Sitten und des Urteils. — Ein König spricht zu uns, der noch einen Teil jener alten deutschen Gesinnung zu verkörpern scheint, die das Königtum beherrschte, ehe Fürstentum und Priestertum sich in zwei verschiedene Ämter trennten, wenn wir ihn hören: „Wie oft hätte ich ausrufen mögen: Ihr Familienväter, liebt eure Kinder, dazu fordert man euch auf. Aber liebt sie mit vernünftiger Liebe, die sich auf ihr wahres Wohl richtet. Betrachtet das junge Geschöpf, das ihr zur Welt kommen sahet, als ein heiliges Gut, das euch die Vorsehung anvertraut hat. Eure Vernunft soll ihnen in der Haltlosigkeit ihrer Jugend und in ihren Schwächen als Stütze dienen. Sie kennen die Welt nicht, ihr aber kennt sie. An euch also ist es, sie so zu erziehen, wie ihr eigener Vorteil, das Wohl eurer Familie und der ganzen Gesellschaft es erfordert. Ich wiederhole also: Festigt ihre Sitten, prägt ihnen tugendhafte Gesinnung ein, erhebt ihre Seele, erzieht sie zum Fleiß, bildet sorgfältig ihren Verstand, damit sie sich ihre Schritte wohl überlegen, verständig und umsichtig werden, Einfachheit und Mäßigkeit lieben. Dann könnt ihr euer Erbe, wenn ihr sterbt, getrost ihren guten Sitten anvertrauen. Es wird gut verwaltet werden, und eure Familie wird sich in ihrem Glanze erhalten.“

So band der König den einzelnen an die Gesamtheit, so suchte er die Zukunft sicher zu stellen durch die Stärkung der Gegenwart. Und eine „lächerliche und freche Behauptung im Munde vieler Leute“ nannte er das Wort: „Mein Sohn will nicht studieren. Zum Soldaten weiß er genug.“ — „Ja wohl“, — fügt der König hinzu, „zum gemeinen Infanteristen, aber nicht zum Offizier, der nach den höchsten Stellen strebt, und danach muß sein Ehrgeiz allein trachten.“ Die „männliche Erziehung“ der Griechen und Römer steht als Ideal vor ihm, die jene Völker mit einer Fülle großer Männer beschenkte. Der große Kur-

fürst sodann, „das Haupt eines männlichen Volkes, der mit Männern die Schweden aus seinen Staaten trieb“. — Und wie die Jünglinge, so will er die Mädchen zu Frauen und Müttern erzogen sehen — immer im Hinblick auf die Zukunft des Staates, des Volkes. Wie heute geprägt, so neu glänzt sein Wort: „Ich ärgere mich, wenn ich sehe, welche Mühe man sich in diesem rauhen Klima gibt, um Ananas, Bananen und andere exotische Pflanzen zum Gedeihen zu bringen, während man so wenig Sorgfalt auf das menschliche Geschlecht verwendet. Man mag sagen, was man will: Der Mensch ist wertvoller als alle Ananas der Welt. Er ist die Pflanze, die man züchten muß, die alle unsere Mühe und Sorgfalt verdient; denn sie bildet die Zier und den Ruhm des Vaterlandes.“

Der Einzelne — die Allgemeinheit — wieder stehen sie in ihrer organischen Zusammengehörigkeit vor uns. Und fürwahr, nichts Geringes war es, was diese Königsseele ersehnte. Aber: „Wenn sie mich als Schwärmer für das öffentliche Wohl tadeln, so werde ich mir diesen Vorwurf zum Ruhme machen.“ Und der Philosoph und erfahrene Mann fügt hinzu: „Wer viel von den Menschen verlangt, wird wenigstens etwas erreichen.“ Erreichte er etwas? Unsere Erfahrung ist seitdem 150 Jahre älter geworden, und was der König als „gewiß ehrenvoll in Preußen“ erkannte, was durch ihn und sein unablässiges Mühen zu einer wirklichen Ehre erhoben wurde, es ist ehrenvoll geblieben bis heute, es hat ganz Deutschland allmählich mit dem Bewußtsein dieser Ehre durchdrungen, und er nannte es: „in Gemeinschaft mit der Blüte des Adels und der Elite der Nation an der Befestigung der Mannszucht zu arbeiten. Erhält sie doch dem Vaterlande seinen Ruhm, verschafft ihm in Friedenszeiten Achtung und führt im Kriege den Sieg herbei“. — „Man müßte“ — so sprach er ernst — „ein ganz erbärmlicher Mensch, in Trägheit versunken, von lasterhaftem Leben entnervt sein, wollte man die Mühe und Arbeit scheuen, die die Erhaltung der Mannszucht im Heer erfordert.“ Ich glaube, nicht nur diese Worte, sondern heute sprechen auch die Taten — ganz ungeheure Taten — für den König.

Und wer hier etwa einwenden wollte: Also Drill, ewiger Drill und Maulhalten mache das Glück der Bürger aus? — dem erwidert der König selbst: „daß der Herrscher keinerlei Recht über die Denkungsart der Bürger hat“. — „Müßte man nicht von Sinnen sein, um sich vorzustellen, Menschen hätten zu einem ihresgleichen gesagt: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deinem Willen zu lenken? Sie haben im Gegenteil gesagt: Wir bedürfen deiner, damit die Gesetze, denen wir gehorchen wollen, aufrecht erhalten werden, damit wir weise

regiert und verteidigt werden; im übrigen verlangen wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest. Damit ist das Urtheil gesprochen; es gibt keine Berufung dagegen.“

Genau dort, wo, wie wir früher sahen, Taine die Grenze der staatlichen Gewalt zog, ruft Friedrich ihr ein Halt zu: vor der individuellen Freiheit! Wir buchen dies zunächst nur einmal als ein Zeichen dafür, wie tief diese schweren Fragen die besten Geister die Jahrhunderte hindurch bewegten; als ein Zeichen auch dafür, wie tief dieser König in den Geist jener und unserer Zeit — denn auch heute noch können, müssen wir ihn in vielem zu Rate ziehen — eingedrungen war.

12.

Die lebendige — man darf wohl sagen —, organische Auffassung des Königs steht ganz im bewußten Gegensatze zu Rousseau mit seiner ganz ungeschichtlichen, abstrakten Grundidee von der Volkssouveränität. Sie steht nicht minder im Gegensatze zu Voltaire, und dies allgemein und überall da, wo sie den Grund des Denkens berührt, den Grund eines tiefsittlichen Ernstes und strenger Pflichterfüllung. Und denken wir gar an das *Qu'est-ce que le tiers état* eines Abbé Sieyès, an die „Erklärung“ der Menschenrechte, an die Sprüche von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, an die Theorien der Jakobiner in diesem Zusammenhange, so erscheint etwas vor uns, was uns zu raten gibt. Rousseau, Voltaire, die Männer der Revolution befreien — das ist gar keine Frage. Aber wovon und wozu befreien sie! Vom Zwange der alten Autoritäten gewiß, die sich z. B. in Frankreich dahin verstiegen hatten, Kranken, welche das katholische Sakrament zurückgewiesen hatten und hernach gesund wurden, Güterkonfiskation und lebenslängliche Galeerenstrafe anzudrohen. (Roscher, Politik S. 298.) Von solchem Zwange, zum Umsturz solcher Autoritäten befreien jene Philosophen. Das Ideal aber, das sie vor uns hinstellen, bleibt nebelhaft, so daß ihr Denken wohl zu verwerten ist auf dem Wege der Verneinung, im Kampfe gegen Überlebtes, kaum aber zu neuem Aufbau. Denn mit Hohn und Spott begeistert man dazu nicht — in diesem Sinne sagte Friedrich der Große: *la satire est contraire à la société* —, und mit zielloser und wurzelloser Freigeisterei bildet man kein Neues in ernsten Seelen, während alle Oberflächlichkeiten davon berührt und in angenehme Wallungen versetzt werden, und während namentlich alle jugendliche Urteilslosigkeit davon angeregt wird, die Grenze zwischen Freiheit und Frechheit in selbstgefälligem Wahne zu übertollpatschen.

Bei dem Könige aber steht an erster Stelle die Frage: Was tut der Gesamtheit not? Diese Gesamtheit ist ihm zunächst der konkrete preußische Staat, sein Volk. Er empfindet die Dynamik dieses Wachs-

tums und forscht nach seinen Gesetzen. In kleinen Staaten ist es vor allem notwendig, daß „alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist“. Höchste Anspannung tut not. Also Helfer her zur Erziehung des Volkes, zur Mannszucht! Die Erziehung des Adels zur Führerschaft steht an erster Stelle. Wenn es wahr war, daß nur Hochspannung aller Volkskräfte den preußischen Staat erhalten konnte, so war es die Pflicht seiner Regenten, die Menschen zu Höchstleistungen zu erziehen.

In einem gewissen Sinne und bis zu einem gewissen Grade ließ sich dieser Wille zur Mannszucht auf alle ausdehnen. Wollte man aber mehr, so mußte man sich zunächst beschränken; man mußte eine Art Arbeitsteilung nach natürlich vorbereiteten Fähigkeiten eintreten lassen. Für eine besondere Art von Tätigkeit mußte man einen Stand besonders in Zucht nehmen und ihn zum Mithelfer am Staate und zum Miterzieher zum Staate gewinnen. Auf diese Weise erhielt der preußische Staat seinen militärisch-aristokratischen Einschlag. Der Adel wurde der bevorzugte Stand, nicht nur dem allgemeinen Charakter jener Zeit entsprechend, sondern auch gemäß seiner eigenen Natur und Notwendigkeit.

Diese Grundlage blieb, bis sich nach der entnervenden Zeit Friedrich Wilhelm II., wo wirklich das Hofschranzentum den Offizieren vorgezogen werden wollte, besonders aber in den schweren Jahren des französischen Kaisertums zeigte, daß jene besondere Klasse allein nicht mehr ausreichte, den preußischen Staat zu tragen. Die größere Aufgabe, die an den Staat herantrat, zwang zu weiterer Umschau nach Fortbildnern und staaterhaltenden Kräften. Sie fanden sich in der Tüchtigkeit und der staatlichen Willigkeit des Bürgertums und im Zuzug neuer lebensvoller und schaffensfroher Persönlichkeiten. Aber die militärisch-aristokratische Form der früheren Zeit blieb im wesentlichen erhalten. Das Element des Verharrens, der Beständigkeit wirkte nach und über alle Revolutionen hinüber. Denn: die Gefahr, die einst den kleinen Preußenstaat ins Leben gerufen und dann beständig weiter umdroht hatte, war ja nicht kleiner geworden. Im Gegenteil, sie war mit dem Wachstum Preußens gewachsen und um so größer geworden, je mehr die staatliche Organisation Preußens in das Gebiet international-politischer Hochspannung hineindrang.

Wie hätte man sich demnach dem aus den geistig hochgebildeten Kreisen des Bürgertums emporstrebenden Liberalismus ganz hingeben können! Wußte man doch und sah man, wie seine Art der Anschauung und Behandlung von Dingen und Menschen weicher, weniger straff und geschlossen war, als es die alte, nur auf reine Staatszwecke abzielende Art der bisher leitenden Schichten in Preußen gewesen war. Und wähnte man nicht, hinter diesem durchaus ehrenwerten und

ernsten Liberalismus schon den ganz von westeuropäischen Theorien und Utopien beeinflussten Radikalismus seine Purzelbäume schlagen zu sehen? Mußte man nicht befürchten, den Staatszweck selber zu gefährden und die errungene Existenzsicherung zu beeinträchtigen, wenn man hier nachgab? Wenn man vor allem in die allerdings loseren, aber auch staatsloseren Meinungen und Gewohnheiten der neu errungenen Westprovinzen eintrat?

Und ein Drittes! War das, was man da wollte, überhaupt möglich und naturgemäß? — Nicht nur einmal, sondern mehrfach hat diese Frage auch Goethe beschäftigt. Und er sah sie seinem Blicke gemäß nicht rein abstrakt und theoretisch, sondern mit jener lebendigen Naturhaftigkeit an, die er allen lebendigen Fragen gegenüber bewährte. Dabei kam er einmal zu dem Schlusse: „Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder könig-ähnliche Figuren erschaffen kann, so darf er überall mit einem stillen Bewußtsein vor seinesgleichen treten; er darf überall vorwärtsdringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: Was bis du? sondern nur: Was hast du? Welche Einsicht, welche Kenntniss, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Person nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß. An diesem Unterschiede ist nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft schuld; ob sich daran einmal etwas ändern wird, bekümmert mich wenig.“

In den Ständen, wie sie damals noch ganz scharf die Gesellschaftsschichten voneinander unterschieden, erblickte Goethe eine für das Leben der Gesellschaft notwendige Arbeitsteilung. Und diese wird, mögen wir noch so „demokratisch“ geworden sein und weiter werden, ganz sicher immer notwendig bleiben, soll eine Gesellschaft bestehen. Wie man alsdann die obere Schicht benennen will, ist ganz einerlei, da sein wird eine solche, wie eine unterste da sein wird. Sicher ist aber auch hier wieder, daß bei gesundem Wachstum nach oben nicht kommen kann und nicht kommen soll, was keine Tragkraft zur Höhe hat, daß mithin Geburt und Zucht keine Dinge sind, die jemals gleichgültig werden können, und daß es der Generationen bedarf, um ein

Geschlecht, eine bestimmte Klasse von Menschen zu solcher Höhe hinaufzuführen, die zugleich die ihrige und die für die Allgemeinheit erwünschte ist. Aber die Sehnsucht verführt die Menschen und sie verwechseln ihre Notwendigkeit gar manchmal mit derjenigen der Allgemeinheit. Hat sich so ein einzelner in tieferer Schicht zur Entwicklung seiner einzelnen Fähigkeit gebracht, so wünscht er, daß er hinaufkomme, anstatt zu wünschen, wie es recht ist, daß sein Bestes, seine Seele hinaufkomme und oben zu wirken beginne. Wie eine besonders starke und schöne Wurzelfaser nicht begehrt, selber in die Krone des Baumes hinaufzusteigen, sondern ihr Bestes, ihren gesunden Wurzelsaft hinaufsendet, eine edelste Blüte, eine leuchtende Frucht dort oben bilden zu helfen, so muß der Mensch die Wege kennen lernen und finden, die ihn, sein Bestes hinauftragen, die Wege der manchmal über Generationen führenden geistigen oder leiblichen Zeugung und Züchtung. Die Kleider allein tuns nicht. Gewiß machen sie nach dem Sprichwort Leute. Aber auch Charaktere? Auch Menschen? — —

Kehren wir nach diesem Einblick in das gesellschaftliche Werden und Wachsen zum Problem des Staates, unseres Staates zurück, so sei daran erinnert, daß Friedrich der Große einmal das Ideal eines Fürsten darzustellen suchte und daß er sich dabei innig an Mark Aurel anschloß. Er meinte, solche Fürsten müßten das Heil der Menschheit bedeuten. Aber auch hier kam ihm das epimetheische Bedenken, „daß auch der Fürst, der die mühereiche Laufbahn, wie er sie vorzeichnete, wirklich durchmüsse, die höchste Vollkommenheit dennoch nicht erreichen würde“. Beim allerbesten Willen könne er sich doch in der Wahl derer täuschen, die er mit der Verwaltung der Staatsgeschäfte betraut. „Man könnte ihm die Dinge in falschem Lichte darstellen; seine Befehle würden nicht pünktlich ausgeführt werden; ungerechte Taten würde man so verschleiern, daß sie nicht zu seiner Kenntnis gelangten; harte und halsstarrige Beamte würden allzu streng und hochfahrend vorgehen. Mit einem Wort: in einem ausgedehnten Lande kann der Fürst nicht überall zugegen sein.“

Und ganz nach der Lehre der Stoiker sucht sich dieser König zu trösten, indem er schließt: „So ist und bleibt es denn das Los der Dinge hienieden, daß man niemals an den Grad der Vollkommenheit heranreicht, der für das Glück der Völker zu wünschen wäre, und daß man sich mit dem mindest Mangelhaften bescheiden muß.“

13.

Das Denkbild von der Vollkommenheit eines Herrschers, entworfen von einem Herrscher, der diesem Denkbilde unablässig zustrebte — hier!

Und demgegenüber der magere Trost eines entsagungsvollen

Philosophen von der Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge!

Welche Kluft zwischen beiden! Und welche ungeheure Kluft gar, birgt eine Menschenseele beide Anschauungen! — Man denke sich nur, eine junge, strebende Menschenseele von diesem Mehltau der Vergeblichkeit alles Strebens befallen: genügt es nicht, um alles Vertrauen, alle Zuversicht in ihr zu töten und sie kraft ihres jugendlichen Willens auf den Abweg zu drängen: Es ist ja doch alles eitel; also amüsieren wir uns! Verkommen nennt das die deutsche Sprache. Aber ließe sich schließlich nicht jede menschliche Verkommenheit auf den Bruch eines rechtschaffenen Willens durch eine nihilistische Verständigkeit zurückführen?

Schiebt man in diese gähnende Kluft aber ein Ding hinein, das so unscheinbar und winzig aussieht und doch so riesengroß und riesenstark sich erwies, so mag die Kluft noch so tief sein, meerestief, das kleine Ding kann und wird sie ausfüllen! Und das Ding heißt Entwicklung. Die Entwicklung bedarf der Zeit, und um eine Unendlichkeit an Kluft auszufüllen, bedarf sie nur einer Ewigkeit an Zeit.

Der Fürst könnte sich in der Wahl seiner Mithelfer täuschen, klagte Friedrich. Ja, fragt man sich, gab es denn niemanden, der ihm bei solcher Wahl an die Hand gehen konnte?

Man könne ihm die Dinge in falschem Lichte darstellen. — Ja! Aber gab es niemanden, der sie ihm, wenn auch vielleicht nicht im richtigen Lichte, so doch in einem anderen hätte zeigen können?

Seine Befehle würden nicht pünktlich ausgeführt! — War denn niemand da, der das hätte kontrollieren können?

Das Unrecht, die Härte und Halsstarrigkeit, die zu große Strenge und Hochfahrenheit der Beamten — wie hätten sie zur Kenntniss des Königs kommen können?

Der König kann in einem ausgedehnten Lande nicht überall zugegen sein. Einer aber war im ganzen Lande überall zugegen. Einer, der mit dem Könige den gleichen Willen hatte und haben sollte, zur Vollkommenheit zu streben. Und dieser eine war das Volk. Das Volk konnte und mußte ihm in all den erwähnten Punkten an die Seite treten, wo er allein ohne Helfer allen Zufälligkeiten seiner eigenen und fremder Personen ausgesetzt war. Im Willen und in der Hülfe des Volkes hätte der königliche Wille, sein Streben und Schaffen die Ergänzung finden können und sollen. Nicht bloß eine Harmonie, sondern ein Ganzes und Unzertrennliches hätte aus König und Volk hervorgehen müssen, wie er es einmal dachte und von sich aus auch zu verwirklichen strebte. Aber zu diesem hohen Werke — war dazu das Volk schon reif? War es in seiner Entwicklung und Bildung

schon so weit vorangeschritten, daß man hätte fragen können und fragen müssen: Ist es an der Zeit, den neuen Helfer und Bundesgenossen des Königs im Volke selbst zu suchen, das Volk zum Mitraten und Mittaten am Staate aufzurufen?

Zwei Jahre nach dem Tode Friedrichs brach in Frankreich die Revolution aus. Und das Wort wurde laut: Es ist an der Zeit! — Nun — Frankreich war nicht Preußen. Aber zwischen Frankreich und Preußen lag ein Teil Deutschlands, das eine alte Geschichte hinter sich hatte, das mit ihr teilgenommen hatte an der Entwicklung Frankreichs und Westeuropas, und das fast gar nicht Teil genommen hatte an der Entwicklung, die Preußen seither durchlaufen. Und von Frankreich herüber fluteten nicht nur die neuen Lehren, sondern auch die alten Aristokraten, die in ihrer Absonderung vom Volke erstarrt waren und nun keine Brücke mehr zum Leben und Willen ihres eigenen Volkes fanden. Und den Aristokraten folgten die Jakobiner, und sie herrschten in Deutschland und verkündeten: der dritte Stand ist alles. Etwas anderes braucht man nicht. — Und den Jakobinern folgte Bonaparte, und er herrschte in Deutschland, und er herrschte gar in einem Teile von Preußen, und er sagte zu Volk und Völkern: „Nein, für den Unsinn, den ihr macht, ist es nicht an der Zeit. An der Zeit aber ist es, daß einer euch und eure unbezähmten Leidenschaften bändigt. Also bändigte er — die anderen, nur sich selber nicht. Er lachte über den Adel der Geburt, um schließlich doch dahin zu streben, in die Reihen des höchsten europäischen Geburtsadels aufgenommen zu werden: er heiratete eine Habsburgerin. Die Macht des geschichtlichen Wachstums erkannte er damit an; er anerkannte die Macht der Entwicklung. Diese aber besiegte ihn schließlich ganz und stieß ihn vom Throne.

Wer war der erste Helfer an diesem Werke? Preußen! Und als nun Preußen gegen Westen vordrang, da stellte sich seine Entwicklung, die alles, was da geschehen war, am eigenen Leibe, an der eigenen Seele erfahren hatte, an die Seite von Deutschen, die nur eine Seite, die der westeuropäischen Entwicklung erfahren hatten, an die Seite von Nicht-Preußen, die kaum eine Ahnung hatten von der Werdenot dieses Staatsgebildes im Nordosten. Preußen aber war aus dieser Werdenot nicht herausgetreten; im Gegenteil, erst recht geriet es mit seiner Vergrößerung im Westen in das Gebiet internationaler Hochspannung hinein, und schon auf dem Wiener Kongresse konnte es die Vergrößerung seiner eigenen Gefahr erkennen. Bald aber war die Lage so, daß es gegen den Willen Rußlands, Preußen zu einer Vormacht Rußlands in Europa, zu einem Bollwerke gegen die Revolution zu machen, der straffsten Zusammenfassung seiner Kräfte bedurfte, auch

jener Kräfte, die ihm da im Westen zugewachsen waren. Hier aber war man an eine solche Hochspannung nicht gewöhnt. Man empfand sie fast unerträglich. Der Frühliberalismus sprach sich in diesem Sinne aus, auch gegen Preußen, und Preußen wehrte sich, wie es konnte. Kurz, der innere Kampf war da. Aber warum kämpfte man denn eigentlich? Um den idealen Staat! Natürlich! Aber das hieß hier anders: für und gegen das preußische Wesen! Ein Teil dieses preußischen Wesens aber war gerade das, was man in Preußen selbst für den Kernwert der eigenen Entwicklung hielt: die Mannszucht, die Disziplin seiner Menschen zu unbedingter Pflichterfüllung, diese „unheimliche“ Forderung und Gewöhnung, nicht nur im Ernst- und Notfalle, sondern immer den höchsten Krafteinsatz des einzelnen Bürgers für den Staat zur Verfügung zu haben. Und an diesem seinen Kernwert wollte Preußen sich nicht rühren lassen. Die Schule — das Heer — das waren in erster Linie die Anstalten, wo die Herausarbeitung dieses Kernwertes betrieben wurde. Und es ist bezeichnend, daß im Kampfe um die Schule Preußen zu seinem ersten Erlaß auf dem nachmals so ruhmvoll und mächtig betretenen Gebiete der sozialen Gesetzgebung hingeführt wurde: zu seinem Erlaß gegen den Mißbrauch der Kinderarbeit.

Ebenso schwer aber war von der anderen Seite das Begreifen, daß man die preußische Mannszucht nicht lockern dürfe, ohne den Kernwert Preußens und damit die sittliche und physische Existenzsicherung Deutschlands in Gefahr zu bringen. Erst die großen Kriege und ihre Erfolge, erst die mit den Erfolgen gewachsene Möglichkeit einer Emporführung auch der inneren Entwicklung gaben dieser Anschauung die handgreifliche und leibhaftige Bestätigung.

Länger als ein halbes Jahrhundert — zwei Generationen lang — ging die Frage hin und her: Ist es an der Zeit, das Volk zum Mitwirken und Mitwalten am Staate aufzurufen? Immer lautete die Antwort im Westen und auf der linken Seite, wo das Herz mit seiner Sehnsucht pocht: „Ja!“ — In Preußen gab man zuerst nur ein halbes Zugeständnis. Als aber das Reich, das deutsche Reich in Sicht trat, da sagte der größte preußische Staatsmann ein ganzes Ja — für das Reich. Und für Preußen? War es da immer noch nicht an der Zeit? Ist es selbst heute da noch nicht an der Zeit? —

Wir werden sehen!

14.

Ein paar Jahre vor dem Ausbruche des Weltkrieges sagte der König von Preußen, Kaiser Wilhelm II.: Es ist an der Zeit! Der Kampf um die Reform des preußischen Wahlrechts setzte ein. Aber einen Sieg brachte der Kampf zunächst nicht. Das Recht wurde, wie

man meinte, nicht gestärkt und neu gefestigt, sondern die Gewalt. Die Gewalt des Staates? — Gerade das wurde vielfach nicht empfunden, sondern eine laute Klage ging in gewissen Kreisen dahin, daß die Macht einiger Gruppen von Staatsbürgern gefestigt worden sei, deren bisherige Gewalt — oder Übermacht — eben von jenen Klagenden als Unrecht empfunden wurde: die Übermacht der „Junker“ und des Zentrums.

Was aber haben diese beiden Gruppen Gemeinsames, daß sie gemeinsam in diesem Kampfe vorgehen und ihre Waffenbrüderschaft trotz mancher trennenden Interessen eine Zeitlang aufrecht erhalten konnten? Sieht man vorurteilslos zu, so war es nicht der Umstand, daß die einen konservativ waren, die anderen wenigstens innerhalb ihrer Partei dem konservativen Elemente die Übermacht wahrten, was hier den Ausschlag gab: sondern im tiefsten Grunde wirkte hier der Geist der „Ausschließlichkeit“ und „Abgeschlossenheit“, der sich behaupten will, weil er in der Zulassung anderer die eigene Existenzsicherheit bedroht wähnt. Die eigene Existenzsicherheit! Aber diese wuchs ihnen im Laufe einer langen Entwicklung mit der Existenzsicherheit eines Größeren zusammen: dort des preußischen Staates so, wie er wurde und ist, hier der katholischen Kirche, so wie sie wurde und ist! Daß die Vergangenheit, die Geschichte, die Erfahrung und Tradition das Empfinden, Denken und Handeln dieser Gruppen weit mehr bestimmten, als die Notwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft, hatte sich ja schon mehrfach gezeigt. So waren beide Gruppen gerade keine begeisterten Mitarbeiter am Werke der deutschen Einigung gewesen. Im Gegenteil, vielfach gehemmt und gedämmt hatten sie hier als echte „Partikularisten“, denn wie Napoleon I. empfanden sie und erkannten sie die innere Einheit der individuellen, also der liberalen und nationalen Bewegung. Als aber dann das deutsche Staatswesen, das Reich, dennoch zustande kam, wandte sich ihr Wille dahin, es zu beherrschen. Und zwar — denn nun teilten sich die Domänen, wohin ihr Wille sich erstreckte: die Junker wollten in Preußen und durch Preußen im Reiche Herr bleiben, das Zentrum dagegen setzte den Hebel im Reiche an, um von hier aus einen größeren Einfluß auf die preußische Entwicklung zu gewinnen.

Nicht dieser Wille, eine errungene Stellung zu behaupten und sie nicht kampflos preiszugeben erscheint als etwas Merkwürdiges und Unnatürliches, sondern was in jenem Kampfe diese Empfindung vielfach weckte, war weit mehr die Verlassenheit von klaren, allen einleuchtenden Begründungen dieses Willens. Das Überwiegen der Phrase, der technischen Routine, der stark materielle Einschlag, ließen den Kampf als einen sogenannten „reinen“ Machtkampf erscheinen, wobei das Recht

zurücktrat, und ein schon zum Unrecht werdendes Recht mit allen Künsten rücksichtslos aufrecht erhalten werden sollte.

Eine Berufung auf geschichtliche Überlieferungen nutzt in einem solchen Kampfe allein nicht viel, und um so weniger, wenn man dabei die Empfindung erhält, daß die lebendigen Gebilde, die solchen Überlieferungen einmal zugrunde lagen, von ihren Verfechtern von heute nicht mehr oder kaum mehr verstanden werden. Die Vorfahren der Junker z. B. sind nicht zur Herrschaft im Staate und über den Staat von ihren Fürsten berufen worden, wohl aber wurde ihr Stand als der erste zum Mitwalten im Staate und zur Miterziehung der anderen zum Staate berufen. Gewiß eine Auszeichnung, aber zugleich die Auferlegung einer wachsenden Pflicht, vor allem derjenigen, sich selber als ersten politischen Mitbildner der steigenden Bildung der Zeit gemäß auf der Höhe und an der Spitze dieser Bildung zu erhalten. Das darf nicht nur, sondern das muß ein Volk von seinen führenden Kreisen verlangen. Hört man aber statt dessen eine Zustimmung zu dem Worte z. B. von dem „Leutenant und seinen sieben Mann“, so verrät diese Berufung auf das Heer, das ihnen nicht gehört, eine innerlich schwache Position.

Ein Jahrzehnt liegt nun zurück, da äußerte der damalige Minister des Innern im Abgeordnetenhouse sich zur Wahlrechtsreform in folgender Weise: „Die Adoption des Reichstagswahlrechts ist für uns unannehmbar. Es ist etwas durchaus Ungesundes, es ist ein Unheil, daß wir jede politische Aktion abhängig machen von den Wirkungen, die sie auf die Sozialdemokratie ausübt. Es ist ein Unheil, daß die großartigen, sozialpolitischen Institutionen zu parteipolitischen Interessen mißbraucht werden.“ Der Minister bekannte damals offen: „Ich erblicke in dem Streben der Schwachen des Volkes, emporzukommen, ein großes, vielleicht das größte und edelste Gesetz der Menschheit, und auch an der Verwirklichung dieses Gesetzes mitzuarbeiten, muß ein Stolz für jeden Starken sein. Aber dieses Streben darf nicht den alleinigen und ausschließlichen Inhalt unseres Lebens bilden. Parallel muß das Streben gehen, die besten und edelsten Kräfte, die ein Volk und darüber hinaus die Menschheit zu produzieren vermag, zu Führern des Lebens zu machen.“

Und noch tiefer stieg der Minister damals in die Philosophie hinein und legte seine Meinung dahin fest, er glaube nicht, daß wir rettungslos einer allgemeinen Nivellierung entgegentrieben, sondern er sprach sein Vertrauen auf die in unserem Volksleben schaffenden Kräfte aus; und das, was sie wollten und erstrebten, sei durchaus nicht etwas Demokratisches. Selbst den gewaltigen Ansturm der Arbeiterschaft hielt er für ein Zeichen dafür, „daß Triebkräfte in unserem

Volke arbeiten, welche nicht nivellierend sind, welche nicht gleichmachen wollen, welche höher hinaus wollen“. Unsere Philosophie habe wenn auch langsam den großen Aristokraten des Geistes, Kant, erkannt, und auch unsere Naturphilosophie beginne in dem Kern ihrer Lehre weniger Wert auf den Anfangspunkt zu legen, als auf die Gewißheit, daß man immer wieder zu Höherem aufsteigen muß. Nach solchem Ausblicke schloß er, „daß alle treibenden und schaffenden Elemente unserer Nation sich zusammenfassen müssen, und daß es kein Wahlrecht der Zukunft geben kann und geben wird, das nicht aufgebaut ist auf dem offenen und ehrlichen Zusammenarbeiten dieser Elemente“. — Zischen links — das war die Antwort, die Bethmann-Hollweg damals erhielt.

Hatte man ihn verstanden? Kaum! — Würde man ihn heute verstehen? Vielleicht. — Denn der Krieg hat Eins gelehrt, wovon die Linke ehemals am wenigsten wußte: Geschichte! — Aber da kam die russische Revolution, und sie scheint die Köpfe von neuem verwirren zu wollen, denn schon flutet der Internationalismus, der bis zum Kriege kaum einer war, und der erst durch und mit dem Kriege aus dem alten abstrakten Kosmopolitismus zu einem Bewußtwerden von den Volksverschiedenheiten strebte, wieder gewaltig in diesen alten Ideengraben zurück und stellt sich die utopische Aufgabe, über die lebendigen Völker hinweg, statt zwischen ihnen — inter nationes — ausgleichend und befreiend wirken zu wollen. Da ist es wohl angebracht, auch die so gewaltsam emporgeschraubte preußische Wahlrechtsreform einmal auf ihre typische Bedeutung hin zu betrachten.

Bethmann rührte an die Naturphilosophie. Er hätte nicht nur daran rühren, sondern zupacken hätte er sollen. Denn was im Verlaufe der damaligen Wahlrechtskämpfe und bis heute an Gründen für und wider aus dem Leben der Parteien zutage trat, das war in seinem Kerne nichts Neues. Links stand man noch ganz unter der Hypnose der westeuropäischen Stich- und Schlagworte. Die nationalliberale Partei nannte im Jahre 1908 die Reform unaufschiebbar, sah aber von der Einführung des Reichstagswahlrechtes ab und wollte Rücksicht genommen sehen auf die soziale und wirtschaftliche Schichtung des Volkes in ihrer Bedeutung für die Gesamtwohlfahrt; sie verlangte weiter Aufnahme der geheimen und direkten Stimmabgabe. — Die Konservativen wiesen in die Richtung einer Verstärkung vom Besitz, Bildung und staatlichem Verantwortungsgefühl; das preußische Wahlrecht sei ein Hort der besitzenden Arbeit, aufgebaut, auf dem Maße der Pflicht, zu den Staatslasten beizutragen.

Diese Begründung war zu dünn; sie entsprach auch nicht der geschichtlichen Wirklichkeit, denn das preußische Wahlrecht war nicht

ein Hort der besitzenden Arbeit schlechtweg, sondern in besonderem Maße der landbesitzenden Arbeit; es war auch nicht nur aufgebaut auf dem Maße der Pflicht, zu den Staatslasten beizutragen, sondern auch auf dem „Vorrechte“ der Geburt. Man soll das sagen, man soll das nicht verleugnen oder verheimlichen wollen, denn die Geburt spielt im Leben des Volkes und der Völker eine Rolle, und zwar eine viel größere, als man gemeinlich denkt. Das aber darzutun, genügt es nicht, daß man recht schneidig auftritt oder sich mit künstlichen und gekünstelten Formen von Unnahbarkeit umgibt, sondern dazu muß man etwas wissen.

Seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist nämlich außer der Agrikulturchemie eines Liebig noch etwas Anderes in die Welt gekommen: das gewaltige Wachstum der Naturwissenschaften nämlich, und sie umschließen auch so etwas, was man Soziologie und Biologie der Völker nennen könnte. Gar wenig aber merkt man in diesen politischen Kämpfen von diesem Neuen. Immer noch klingen die alten Phrasen von 1789 auf, und immer noch wird darauf mit unzulänglichen Argumenten aus der „Erfahrung“ erwidert. Diese Erfahrung sucht noch nach ihrer großen Formulierung. Und so lange diese nicht gefunden ist, bleibt sie ein ungeordnetes Gemenge von Erfahrungen, deren Gebrauch stets etwas sehr Subjektives an sich hat, der nicht zwingend ist, wie ein Gesetz, wie ein Naturgesetz, woran man einfach nicht vorbei kann. — Der Vogel fliegt. Will der Mensch fliegen, so muß er das Gesetz des Fluges kennen lernen. Er muß erkennen, was der Vogel als naiver Künstler längst kann und übt. Es gab große und gesunde Staatswesen. Will ein Volk ein großes und gesundes Staatswesen haben, so muß es das Gesetz erkennen, wonach jene alten naiv errichtet worden waren.

Und während nun auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik, der Philosophie, ja selbst der Geschichte, ganz ungeheuere und umwälzende Fortschritte gemacht oder angebahnt wurden, während in der Kunst und Literatur alle möglichen neuen Wege versucht wurden, parlamentierte man in den Fragen des Wahlrechts mit allen alten Argumenten und fast nur mit ihnen. Wohl ist die Ansicht heute noch viel verbreitet, daß die naturwissenschaftliche Bildung und Forschung die Grundelemente, worauf die antike und humanitäre Kultur beruhte, nicht zu ersetzen vermöge. Aber die das sagten, fand ich zumeist von einer wirklichen Durchdringung mit naturwissenschaftlichem Geiste sehr entfernt, mit dem Geiste nämlich, der auch die Geisteswissenschaften, auch die Ethik, das Recht, die Politik usw. erst wirklich zu legitimieren vermag, mit Gesetzmäßigkeiten zu beseelen und sie aus den Bahnen einer phantasievollen Willkürlichkeit auf den Boden der

Wirklichkeit zurückzuholen vermag. Die Frage: Kann uns denn dieser neue Faktor menschlicher Erkenntnis in diesen Fragen und Kämpfen gar nichts bieten? — schiebt sich von selber vor. Und diese Frage stellen ist fast gleichbedeutend mit einer neuen Aussicht. Denn naturwissenschaftliches Denken und Fragen führt vor das lebendige Objekt.

Wo ist hier das lebendige Objekt? — Doch wohl im preußischen Volksleben selbst. Das Volksleben bildet das Objekt staatswissenschaftlicher Betrachtung und politischer Behandlung. Man sagt da wohl, der Staat sei dieses Objekt. Aber der Staat ist, wie wir sehen, zunächst ein Chamäleon. Dem einen ist er eine Einrichtung, dem anderen eine Idee, ein Begriff, eine Anstalt, ein notwendiges Übel, ein neuer Götze, ein wolfsmähniges Ungeheuer, ein Fischer mit zwei Netzen, ein Zustand, eine Zwangsjacke, ein Wachhund, ein großes Schwert, etwas Zusammengewachsenes, eine Uranfänglichkeit usw. Wir hätten also die Wahl.

Wäre er z. B. eine Einrichtung, so muß er als solche einen Zweck haben. Also ein Zweckverband, wie mir einmal ein Weiser sagte. Aber ein Verband zu welchem Zweck? Ich antworte: Doch nur zur gesunden Erhaltung und kraftvollen Entfaltung eines Volkes. Und worauf beruht diese? Zu allererst doch ganz offenbar auf geordneten, der natürlichen Entwicklung nicht widersprechenden Verhältnissen. Und wie bei jedem Wachstum schieben sich hier die ganz natürlichen Bedingungen der Fortpflanzung, einer gesunden Generationenentwicklung in den Vordergrund. Das was man Ehe, was man die Beziehungen der Geschlechter zueinander nennt, steht hier an erster Stelle. Ob an diesem Punkte die Naturwissenschaft ein Wörtlein mitzureden hat, steht heute wohl überall außer Frage.

Und ein anderer Zusammenhang wird hier sofort sichtbar. Denn hier ist die Stelle, wo sich das staatliche Leben, der politische Wille mit dem ethischen aufs innigste zu verbinden trachtet. Von hier aus wird die ungeheuere Bedeutung klar, die jede menschliche Gemeinschaft, ob Staat, ob Kirche, ob Gesellschaft, sozusagen „instinktiv“ der „Legitimation“ dieser geschlechtlichen Beziehungen beilegte. Hier rückt das hohe Interesse in helles Licht, das der Staat an der „Familie“ nahm, an ihr und ihrer Wohlfahrt. Gerieten ihm diese Beziehungen, geriet damit eine rechtschaffene Generationenbildung in Unordnung, so war es mit dem Staate selbst gefehlt, und nur diese unmittelbare Beziehung der „Moral“ zur „Volkshygiene“ weckte das Interesse des Staates an der geschlechtlichen Entwicklung. Es ist das eine schon vom alten Testamente her aufwärts nachweisbare Tatsache und keineswegs nur eine Ansicht. Die politische Zielsicherheit eines Volkes und eine starke Generationenbildung sind keine zwei Linien, auf denen ein

Volksleben vorwärts- und aufwärtsstrebt, sondern es ist nur die Sicherung seiner Existenz von innen und außen, so sehr, daß überall, wo das politische Ziel einem Volke verloren geht oder verstellt wird, wo es keine Aussicht zu einer Fortentwicklung der Eigenart mehr gibt, da auch die Erhaltung der bisherigen Art in Unordnung gerät. Aus der Bahn der Art, die zur Sackgasse wurde, sucht das Leben nach neuen Wegen.

Einen aufstrebenden Volkswachstum muß es um die Erzeugung und Entwicklung tüchtiger Individuen geben. Die Tüchtigsten will es an seiner Spitze, denn sie bilden die beste Gewähr für seine eigene Fortentwicklung. Bis zur vollen Verausgabung seiner inneren Kraft ist aber ein Volkswachstum in einzelnen Teilen wenigstens immer aufstrebend. Verschiebt sich nun die Lage so, daß eine ehemals tüchtige Volksschicht ihre errungene Macht nur noch dazu benützt, sich dauernd an der Spitze zu erhalten, wird sie gegenüber den anderen Volksschichten ausschließend und biegt sich der gesunde und starke erhaltende Geist, den jedes Volksleben haben muß, zum reaktionären um: so stockt der ganze natürliche Gang der Entwicklung und gerät auf die Dauer in die krauseste Unordnung.

Ein jedes Volk hat darum ein höchstes Interesse daran, daß an seiner Spitze kein reaktionärer Geist walte. Es muß alles daransetzen, eine solche Stauung zu verhüten, denn nur ein Stadium der Entwicklung kennt das Konservieren als einzige Aufgabe: das Alter. Und nur ein alterndes Volk verträgt das Aufkommen starker Individuen nicht mehr: es erdrückt sie, erstickt sie, es schlägt sie tot oder treibt sie aus. — Eine gleiche Erscheinung zeigt sich aber auch, wenn ein an sich durchaus noch nicht erschöpftes Volkstum von einer alternden Volksschicht beherrscht wird. Es sei an Frankreich zur Zeit seiner letzten Könige erinnert: Bastille, lettres de cachet, Austreibung und Vernichtung der Protestanten usw. Hier folgte die Gegenbewegung aus dem Volke heraus bis zum Kriege „gegen die Aristokraten“ bis zur „Septembrisierung“ der Aristokraten und der eidweigernden Priester. In Rußland haben wir bis heute die eine Erscheinung vollkommen: die Ausschließlichkeit, Ohnmacht und Ratlosigkeit der herrschenden reaktionären Schicht, Sibirien! Die zweite Erscheinung — ihr Sturz und ihr Ersatz — ist erst in der Entwicklung begriffen.

Wie steht es nun damit in Deutschland, in Preußen? Befinden wir uns etwa auch in einem solchen Stadium der Entwicklung? Nach den Leistungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Heeresführung wird es wohl Keinen geben, der mit ehrlichem Gewissen sagen könnte: eine alternde, impotent gewordene und reaktionäre Volksschicht beherrsche uns. Was uns bis zum Kriege bedrängte, war zunächst

die einfache Tatsache, daß die ehemals im kleinen Preußen an Zahl nach ausreichende Schicht im größeren Preußen und gar in Deutschland nicht mehr zur allseitigen Wahrnehmung der Volksinteressen ausreichte. Ein fortgesetzter starker Nachschub aus den anderen Volksschichten in die führenden Kreise hinein war notwendig geworden. Ganz naturgemäß drang dieser Nachschub nicht oder nur ausnahmsweise bis in die Spitzen durch, sondern er beschränkte zunächst den Adel und seinen Wirkungskreis auf die oberen Ämter. Dieser tatsächliche Wandel aber wurde draußen von einer demokratischen Forderungsmusik begleitet, so daß sich die Bewegung dem argwöhnischen und mißtrauischen Auge als einen Anfang zum Ersatz des Adels durch jüngere Volkselemente, durch sogenannte demokratische darstellen mußte. Kurz, der Adel glaubte nicht nur sich, sondern auch sein geliebtes Preußen in seiner Wesenheit und Sicherheit bedroht. So umzog er sich mit einer geistigen und gesellschaftlichen „Reserviertheit“. Die Folge war eine Schwächung seiner eigenen Fähigkeiten und Leistungen auf den Gebieten der inneren Politik und der Diplomatie.

Andererseits steht die Frage so, daß der sachlich und fachlich Tüchtige gewiß eine erwünschte Hilfe ist. Aber ist der sachlich Tüchtige darum auch der zum Herrschen Tüchtige? Auch das Herrschen will gelernt sein. Und unter den sachlich Tüchtigen soll der Grundsatz der Parität zum Ausdruck und zur Wirkung kommen — ganz gleich, ob Protestant, Katholik oder Jude! Da haben wir eine Forderung des modernen Staates, der für das gleiche Wohl seiner Bürger zu sorgen hat. Ist es auch eine Forderung des preußischen Volkswachstums, das auf das Wohl seiner Volksgenossen bedacht sein muß? Und muß nicht, wenn das Volkswachstum in Preußen noch stark ist, über dem Grundsatz der Parität der Grundsatz der preußischen Notwendigkeit stehen? Stößt weiter nicht jedes natürliche Wachstum alles Fremdartige von sich ab, wo es nicht imstande ist, es seinem Wesen einzuverleiben, oder wo umgekehrt solcher Einverleibung eine nicht minder schroffe Ausschließlichkeit entgegengesetzt wird? — Wir berühren hier eine Quelle von Konflikten. Ihr tiefster Grund ist die Nichtidentität von Volk und Staat, von natürlichem Volkswachstum und bewußtem Staatswachstum.

Daß aber jener Nachschub aus den tüchtigsten Elementen des Volkes bestehe, ist das Interesse des Volkslebens selbst. Jene Tüchtigkeit ist indes nicht gleichbedeutend mit Fachtüchtigkeit allein, oder mit Erwerbstüchtigkeit, oder mit Zahlungsfähigkeit, obgleich besonders diese letztere die Tüchtigkeit auch nicht auszuschließen braucht. Wie aber erhält man nun diese Tüchtigsten? Durch Auswahl, sagt man, durch Wählen. Vielleicht! Jedoch auch dazu müssen sie erst da sein.

Es kommt also noch eine andere Art Auswahl hier in Betracht,

die sogenannte „natürliche“ nämlich, die Auswahl durch die Ehe. Und wieder schiebt sich hier die Naturwissenschaft vor. Sie führt uns vor eine neue Aussicht. Die Civitas stand einmal mit dem connubium in innigster Verbindung. Der gesunde Instinkt, dann die Erfahrung hatte diese Verbindung geschlossen. Nun käme es darauf an, ein bewußtes Wollen an die Stelle eines instinktiven oder erfahrungsmäßigen zu setzen. Der Mann, der das Wort vom „neuen Adel“ sprach, prägte auch das andere als ein schönes, echtes Nietzschewort: „diesen Weg wollen, den blindlings der Mensch gegangen und gut ihn heißen . . .“

Das wäre die erste Aussicht, die naturwissenschaftliche Einsicht uns errang.

15.

Civitas — connubium; Bürgerschaft — Ehe! — Der Staat sei ein Zweckverband — so hörten wir. Sein Zweck sei die Gesundheit und beste Entwicklung des Volkslebens, setzten wir hinzu. So ist er denn mit der Gesundheit und besten Entwicklung der Individuen, wie mit seinem eigensten und obersten Interesse verknüpft.

Die Persönlichkeit verlangt heute das höchste Maß von Recht und Freiheit, das möglich ist. Kann dieses vollste Maß nun ein unbeschränktes sein? — Ja, in dem Augenblick, wo es einen Staat von lauter vernünftigen Persönlichkeiten gäbe. Da das noch nicht ist, sind Rechtsbeschränkungen notwendig, aber: nicht an der Willkür des Staates liegt das, wie wir sahen, sondern es liegt an der Beschaffenheit der Individuen. So stellt sich das Verhältnis zwischen Staat und Persönlichkeit so dar: je vernünftiger die Individuen, die ihn ausmachen, um so freier der Staat.

Nach deutschem Recht nun hat jeder einzelne Mensch ohne Ausnahme eine Persönlichkeit, das heißt: er ist in juristischem Sinne fähig, „Subjekt von Rechten zu sein“. Die Rechtsfähigkeit konnte indessen von verschiedenem Umfange sein, und sie war und ist nicht gleichbedeutend mit der „Handlungsfähigkeit“. Immerhin bildet die Persönlichkeit die Voraussetzung aller Rechts- und Handlungsfähigkeit. Darum war die Frage: welche Persönlichkeit kann Träger des Wahlrechtes sein? — eine der schwierigsten, als man daran ging, die Wahlfähigkeit zu bestimmen, dem einzelnen also ein Mitbestimmungsrecht an der Beratung und Wahrnehmung der Staatswohlfahrt einzuräumen. Der Begriff „Persönlichkeit“ spielte da eine hervorragende Rolle. Was er in rechtlichem Sinne bedeutete, ward oben schon sichtbar. Mehr noch wird dies erkennbar, wenn man an den Begriff „juristische Person“ erinnert, wonach auch eine Mehrheit von Menschen Träger von Rechten sein kann, ein Verein z. B. eine Genossenschaft u. a. Und wie steht es nun da mit der Ehe? Wurde auch sie zur juristischen Person?

Und wenn wir an weniger Juristisches denken: was ist Wahres an Redensarten, wie: die Ehe lösche die Individualität aus? Der wirklich eigentümliche Mensch gehe an ihr zugrunde usw.

Sieht man unbefangen zu, so ist als isoliertes Geschlechtswesen weder Mann noch Frau vom natürlichen Standpunkte aus ein „Individuum“. Denn in diesen isolierten Wesen lebt und wirkt die Sehnsucht nach dem „Menschen“, nach der „anderen Hälfte“, wie die Sprache es so sinnfällig ausdrückt. Zwei Hälften ergeben erst ein Ganzes, die Einheit „Mensch“, die weder dem Manne noch der Frau allein von Natur erreichbar ist. Der isolierte Mensch aber baute sich Brücken zu seiner Vollkommenheit. Kunst, Wissenschaft, Beruf z. B. können solche ideellen Vermittler sein. In alledem lebt und wirkt indessen nur ein einziger Wille: den Weg zum Schaffen zu gewinnen, den Weg zur leiblichen oder geistigen Zeugung. Nur der zeugungsfähige Mensch galt von jeher als der ganze Mensch. Bis diese Entwicklungsstufe von dem einzelnen erreicht wurde, blieb das menschliche Wesen „sächlich“. Das Kind, das Fräulein, das Herrlein, wie es heute noch in süddeutschen Mundarten vorkommt. Diese Bezeichnungen enthalten eine Verkleinerung. Die nicht zeugende Frau wird zum Fräulein verkleinert, wie auch der Mann verkleinert wird, der sich verkleinern läßt und als „Männchen“, oder „Männle“ oder „Herrle“ unter den Pantoffel gerät. Sächlich aber vor allem blieb in der lebendigen Sprache, was Zeugungsfähigkeit nicht besaß, oder sich ihrer nicht bediente, oder gar sie mißbrauchte: das Mensch, das Frauenzimmer.

Alte Anschauung war, daß die Zeugung den Mann und die Frau schuf, daß die „Persönlichkeit“ erst durch die Ehe geboren wurde. Sie erst hob den Menschen aus dem Neutrum-sein, aus dem „Keins von beiden-Sein“, weder Mann noch Frau. Und sieht man scharf zu, so hatte die alte Anschauung recht. Denn was sich noch an viele oder mehrere verteilt oder verteilen läßt, ist doch ganz sicher kein In-Dividuum, sondern ein Dividuum. Seine Einheit und Eigenheit geht „in die Brüche“. Und darum gilt mit Recht in der Menschengeschichte die Erkletterung der Persönlichkeitsstufe als ein Fortschritt, und diesen Fortschritt können wir historisch noch verfolgen in der Entwicklung von Polyandrie und Polygamie zur Einehe. Vor allem für die Persönlichkeit der Frau war dieser Fortschritt von großer Bedeutung. Er beruhte wohl im letzten Grunde auf einer physiologischen Erfahrung, die ihre Form in der Sitte der Einehe fand.

Derartig errungene Erfahrungen hielt der Mensch heilig. Er umkleidete sie mit äußeren Formen. Die also geprägten Formen verteidigte er, weil er in ihnen eine Sicherung des Lebens erkannt hatte, ein als gut erkanntes Mittel zur Erhaltung und Entfaltung seiner Art.

Im deutschen Rechtsleben nun hat sich die Ehe nicht zur juristischen Person verdichtet. Sie ist eine Rechtsgemeinschaft geblieben, welche durch die Individualität der Teilnehmer getragen wird, für diese aber eine so innige Vereinigung begründet, daß sie in den gemeinsamen Angelegenheiten namentlich nach außen hin als eine Einheit erscheinen und handelnd auftreten, wie Beseler, System des deutschen Privatrechts (S. 555) darlegt. Auf den Persönlichkeiten des Mannes und der Frau beruhte die Ehe und suchte sich ihre Einheitsform zu wahren. Ein Zweiwille sollte ein Einwille sein oder werden. Setzen wir ideale Eheverhältnisse voraus, so liegt darin kein Widersinn, sondern es ist etwas Hohes und Schönes, daß das deutsche Recht solche Idealität voraussetzt, daß es zu ihr hinstrebt und hinweist, den Einheitswillen aus dem freien Doppelwillen der Individuen stets von neuem hervorgehen zu lassen. Nur diese Idealität — darf man sagen — gab der Rechtsentwicklung die Kraft, sich vor dem Sturze in ein Extrem zu bewahren: entweder die Rechte beider Ehegatten auszulöschen durch das Recht der „juristischen Person“ Ehe oder das Recht des einen Teilnehmers auszulöschen, um ihn ganz unter die Gewalt und Vormundschaft des anderen zu beugen. Der Idee nach also eine Rechtsgemeinschaft, die nach außen als Einheit erscheint und hier durch den Vertreter nach außen, der in natürlichen und normalen Verhältnissen der Mann ist, dargestellt wird. Der Mann erhielt damit praktisch in der Ehe nach außen einen vorwaltenden Einfluß.

Man könnte geneigt sein, in diesem Ausbau der Praxis den Einfluß des römischen Rechtes und der römischen Sitte zu vermuten. Sehen wir darum einen Augenblick nach dem Lande hinüber, wo das alte römische Recht nie oder nur geringen Einfluß auf das autochthone Bürgerrecht ausgeübt hat — nach England. Hier ruht die Familie nicht wie in Rom auf der väterlichen Gewalt, sondern auf der Ehe. Trotzdem kam man auch in England nicht um eine Rechtsform herum, die jener römischen in der Praxis manchmal verzweifelt ähnlich sah. Ja, Glasson (*Histoire du droit etc. de l'Angleterre* Bd. VI. S. 187) spricht es einmal geradezu aus: „Das gemeine Recht sieht, wie das alte Quiritenrecht, in den Verbundenen nicht zwei Personen, sondern nur eine einzige, und diese Person ist der Gatte. Dieses Prinzip führt oft zu bizarren, manchmal gar zu rigorosen Anwendungen.“

Trotzdem war die englische Sitte bis in die jüngste Zeit noch ganz auf die Ehe und nicht auf den Mann eingestellt. Von ihm wurde erwartet, daß er in der Lage sei, eine Familie zu begründen und zu erhalten, denn die Frau brachte nur sich selbst mit in die Ehe und nicht eine Mitgift. Das gab eine Gewähr dafür, daß die Ehe auf natürlicher Neigung und nicht auf dem Geldsack beruhte. Es machte

den Wettbewerb der Frauen schöner, da es sie zwang, durch sich selbst, durch ihre persönlichen Vorzüge, Neigungen und Fähigkeiten den Mann zu gewinnen. Ein züchtendes und auslesendes Element drang so in die Erhaltung und Fortpflanzung der Art. Und wenn dann in der Ehe die Persönlichkeit der Frau sehr zurücktrat, so geschah auch das nicht in erster Linie dem Manne zulieb, sondern der Ehe zulieb. Auf dieser Grundlage baute sich das englische Heim auf. Die Frau schuf es; im Wirken verkörperte sich ihr Wesen, und so gelang es ihr, den Mann zur Häuslichkeit zu erziehen. Bewundernd stand der Franzose Taine vor dieser starken Art des englischen Lebens, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß gerade diese starke Art den Mißbrauch begünstigt, der sodann zur schärfsten Reaktion der tatsächlich entrechteten Frau gegen diese Art führen muß.

16.

Sehen wir weiter zurück, so stand im römischen Rechtsgeiste *civitas* und *connubium* — Bürgerrecht und Ehe — nebeneinander. Es sei erwähnt (Robert von Mayr, Römische Rechtsgeschichte): „Das Haus, die Familie, der freie Mann (*pater familias*) mit seinen freien und unfreien Leuten, mit seiner in rechter Ehe stehenden Frau (*mater familias*), mit den aus solcher Ehe geborenen Söhnen (*filius familias*) und Sohnessöhnen (*nepos*), mit deren rechten Frauen, mit den unverheirateten Töchtern (*filia familias*) und Sohnestöchtern, mit den unfreien Knechten (*servus*, *mancipium*) und mit dem gesamten Hab und Gut, das ist die Zelle, deren Vervielfältigung den römischen Staat bildete. Die dauernde Seßhaftigkeit förderte den Gedanken der Einheit der Familie . . . Die Familie erweiterte sich zum Geschlecht (*gens*).“ Aber „der Geschlechterverband konnte niemals die Grundlage der staatlichen Organisation bilden“. Die *Gens* war „niemals politische Korporation und Unterabteilung“. Das war vielmehr die Gemeinde, die *curia*.

„Nur der *pater familias* ist vollwertiges Rechtssubjekt.“ — Für das ältere Recht erschien die Rechtsfähigkeit nicht als Ausfluß der Persönlichkeit überhaupt, sondern bloß als Eigenschaft besonders qualifizierter Personen, der Vollbürger, die zugleich Familienhäupter sind. „In den Vollgenuß der Rechtsfähigkeit tritt erst der *pater familias* — der *homo sui juris* (der Mann mit eigenem Rechte). Die Begründung der Familie, der seßhaften Hauswirtschaft, ist die Wurzel des Privatrechts.“ — „Die hausherrliche Gewalt ist unbeschränkt im Innern des Hauses und nach außen, macht aber auch den Inhaber nach außen haftbar für die Familie.“ — „Der Bürger allein stand im Vollgenusse der politischen Rechte. Nur er besaß ein Recht auf Ämter und Heeresdienst und Stimmrecht in der Volksversammlung, das Recht

zur Teilnahme am Gemeinderat und an der Geschworenentätigkeit, die Fähigkeit zur Übernahme einer obrigkeitlich bestellten Vormundschaft.“

Gewaltunterworfen dem Familienhaupte war also auch der Sohn, auch der mündige Sohn, selbst dessen Frau und Kinder. Denn nicht das Alter war hier allein ausschlaggebend, den Sohn eigenrechtlich — sui juris — zu machen, sondern die Anerkennung der Rechtsfähigkeit des Sohnes ging ihren rechtlichen und allmählichen Weg über die Emanzipation von der väterlichen Gewalt.

Die Fähigkeit zur Ausübung des Bürgerrechts und zur Schließung einer bürgerlichen Ehe bildete gleichsam die doppelte Ausstrahlung eines Zustandes nach der privatrechtlichen und der staatsrechtlichen Seite. Denkt man die hier zugrunde liegende Meinung ganz aus, daß die Übernahme einer Pflicht erst zur Ausübung eines Rechtes befähigt, so stand die Eheschließung vor der Ausübung des staatlichen Bürgerrechts, das heißt: die Eheschließung bildete die Grundlage zum aktiven Vollbürger. Und ganz ins Extrem hinaus hatte schon Sparta diesen Grundgedanken getrieben: dort war Ehelosigkeit eine Art bürgerlicher Ehrlosigkeit; der Ehelose verlor die Ausübung des Bürgerrechts.

Es ist nun ein an sich ganz natürlicher, ein großer und starker Gedanke, die Ausübung der durch Geburt erlangten Bürgerrechte an die Verpflichtung der Ehe zu knüpfen. Denn die Ehe, die Begründung der Familie windet das erste, aus der freien Initiative und aus dem Bewußtsein des Eheschließenden gewirkte soziale Band zwischen dem Einzelwesen und der Gesellschaft, dem Volke und Staate; es verbindet die Interessen beider Teile miteinander auf das innigste. So darf es uns nicht wundern, auch in anderen, so in deutschen Rechtsbestimmungen diesem Grundgedanken wieder zu begegnen. Auch hier hebt die Großjährigkeit die väterliche Gewalt nicht auf. Der großjährige Sohn bedarf nur nicht mehr der Zustimmung des Vaters zur Begründung eines eigenen Haushaltes. Schreitet er dazu, so erscheint er von der Rechtssphäre des Vaters losgebunden, und das entscheidende Moment ist, wie Beseler betont, daß der Sohn ganz und für die Dauer sich von dem väterlichen Hause getrennt und seine eigene Wirtschaft begründet hat. Erst dadurch tritt die Sonderung der bürgerlichen Existenz bestimmt hervor. — Voraussetzung ist also hier ganz unzweifelhaft

1. die rechtliche Selbständigkeit — Mündigkeit;
2. die wirtschaftliche Selbständigkeit.

Die Geburt gab, wie wir sahen, die Befähigung zum römischen Bürgerrecht. Sie tat dies anfänglich allein. Das Geburtsrecht bildete demnach eine bedeutende Beschränkung der Rechtsbefähigten. Der Wille zum Schutz der Sippe, der Art und Gattung, der Rasse und des Volkes — lauter erfahrungsmäßig gewonnene Sicherungen des

Lebens — zeigt sich in diesem Geburtsrechte so offenbar, daß die Bedeutung dieser Beschränkung gar nicht zu bezweifeln ist. Nur der rechtschaffen Geborene, der „Wohlgeborene“ sozusagen, war in der Folge voll rechtsfähig, und alle nicht wohl Geborenen unterstanden einem minderen Recht. Um die Ehe, um die Familie baute sich das Recht und der Staat auf, als er seinen ersten natürlichen Beruf zu erkennen begann, die starke und gesunde Entwicklung des Volkes zu erhalten und sie vor „Entartung“ zu schützen. Diesem Grundgedanken oder Grundtriebe — denn der Staat ist keine ausgedachte und ausgeklügelte Anstalt, sondern ein Wachstum — begegnen wir in den mannigfaltigsten Spielarten immer wieder. So auch noch als kirchliche Lehre, die die Mischehen verwirft; so bei den letzten jüdischen Propheten, die die Ehe von Juden mit Fremden verbieten. Nur daß hier nicht mehr der natürliche Zweck der Sicherung und gesunden Fortentwicklung eines Volkes, sondern der künstliche Zweck der Nichtveränderung einer einmal erreichten körperlichen, geistigen und gesinnungsmäßigen Besonderheit erstrebt wird. Eine nicht minder bedenkliche Verkehrung erfuhr dieser an sich durchaus berechtigte Schutzgedanke in der Veräußerlichung der altdeutschen Forderung der „Ebenbürtigkeit“ zu einer solchen der Standesgemäßheit, eine Entwicklung, worauf an dieser Stelle nur eben hingedeutet werden soll.

Und so stellen wir fest: Betrachtet man den Staat als Zweckverband zur gesunden Erhaltung und besten Entwicklung eines Volkslebens — eine Betrachtung, die man ja in logischer Abstraktion vor jedem lebendigen Organismus anstellen kann —, so hat dieser Staat ein hohes Interesse daran, daß die Verhältnisse der natürlichen Fortpflanzung, die die Grundlage seiner Entwicklung bilden, gesund und geordnet sind.

Wir stellen ferner fest, daß die Ehe auf die Entwicklung der Einzelwesen, der Persönlichkeiten, von tiefgehendem Einflusse ist; daß dieser Einfluß schon früh erkannt und berücksichtigt wurde; daß der Staat vornehmlich solche sich ihm und dem Wachstume des Volkes verpflichtende Persönlichkeiten in den Kreis seiner rechtlich begabten Vollbürger aufnahm; daß ferner hierbei das Mündigkeitsalter durchaus nicht immer allein entschied; und obendrein ist es bekannt, daß die Selbständigkeit der Persönlichkeit in den Kämpfen um das preußische Wahlrecht einmal eine große Rolle spielte; daß die Festlegung des Begriffes der Selbständigkeit dabei zu manch krausen Erörterungen führte.

Versuchen wir daher, aus obigen Voraussetzungen einmal die einfache und natürliche Folgerung zu ziehen. Es scheint vollkommen vernünftig, wenn man behauptet: das Recht, zur Vertretung seiner Interessen seinen Vertrauensmann selber zu wählen, sei für den mündig gewordenen Menschen eine natürliche Selbstverständlichkeit. — Aber

ganz abgesehen von dem Umstande, daß das Großjährigwerden ein rein passiver Vorgang ist und noch lange nicht immer die wirkliche Kenntniss der Interessen, weder der eigenen, noch derjenigen der Gesamtheit, des Staates, im Gefolge hat: kann und wird eine Volksgemeinschaft dem einzelnen dieses Recht nur zugestehen und dauernd belassen, wenn er zur gesunden Erhaltung und Fortentwicklung des Volkes das in seinen Kräften Stehende beiträgt. Sie wird dieses Recht dem einzelnen mit voller Ruhe belassen, wenn sich seine Interessen mit den ihrigen an einem Punkte wenigstens innig und dauernd verbunden haben. Und das geschieht, wie vielleicht durch keine andere Handlung, am lebendigsten durch die Schließung einer Ehe, durch die Begründung einer Familie. Die Ehe hebt den Einzelmenschen aus seiner bisherigen „Sächlichkeit“, aus seiner „Neutralität“, aus seiner sozialen Indifferenz und einseitigen Vereinzelung heraus; sie ist die Grundlage der Persönlichkeit, und ganz echt und ehrlich deutsch klingt es uns, wenn eine so mannhafte Persönlichkeit wie Luther „den Ehestand von Gott gefordert achtet“. Ebenso ist es sicher, daß die Ehe im normalen Verlaufe dem einzelnen Menschen nicht nur eine soziale, sondern auch eine individuelle Potenzierung seiner Persönlichkeit verlieh und verleiht; daß sie damit auch seinem persönlichen Rechte ein höheres Gewicht brachte und bringt, daß sie also gewissermaßen die natürliche Grundlage des Vollbürgertums bildet. Tritt zu alledem die Seßhaftigmachung hinzu, so steigert sich ihr sozialer Wert noch ganz besonders.

Das preußische Wahlgesetz enthielt nun, gleich der Verfassung vom 5. Dezember 1848 die Bestimmung, daß die Urwähler selbständig sein mußten. Eine Definition der Selbständigkeit war nicht gegeben worden. Zu diesem Mangel bemerkte der frühere Finanzminister David Hanse- mann: „Da darunter nur ein Begriff, der sich auf das wesentlichste politische Recht bezieht, verstanden werden durfte, so war es völlig motiviert, wenn unter Selbständigkeit in diesem Sinne die zur Ausübung des Wahlrechts so notwendige Unabhängigkeit der Stellung im bürgerlichen Leben verstanden wurde.“ Den Ultrademokraten, so meinte er, würde eine solche Erklärung des Begriffes wenig gefallen haben, aber dem Staate hätte er genützt. Nicht einen Ausschluß von Klassen galt es für Hanse- mann, aber wohl einen Ausschluß der nicht Verpflichteten. Und als der Minister auf seine Vorstellungen taub blieb, versuchte er selbst die Erklärung des Begriffes und schlug vor, für selbständig zu erklären

1. den Staatsbürger, der einen eigenen Haushalt hat:

- a) wenn er Grundbesitzer ist
- b) wenn er Grundstücke als Pächter benützt
- c) wenn er eine Einkommensteuer entrichtet oder ein jährliches Einkommen von 200 oder je nachdem 300 Taler nachweist;

2. den Staatsbürger, der auch keinen eigenen Haushalt hat:
 - a) wenn er einen Grundbesitz von wenigstens 500 Talern nachweist,
 - b) oder wenn er als Arbeiter . . den Besitz eines seit wenigstens einem Jahre in einer öffentlichen Sparkasse niedergelegten Kapitals von mindestens 150 oder je nachdem 200 Talern nachweist.

Hansemann wollte also von einem allgemeinen Wahlrecht nichts wissen. Ausdrücklich betont er, das aktive Wahlrecht hätte nicht weiter herunter, als zur Beteiligung der Mittelklassen erforderlich, erstreckt werden sollen. Er band ferner das Wahlrecht a) an den Landbesitz, b) an einen Vermögensbestand —; er glaubte also der wirtschaftlichen Wandelung vom ehemals fast reinen Agrarstaate durch solchen Ersatz Rechnung tragen zu sollen. Nun, politisch und erzieherisch hätten solche Bestimmungen zu gewissen Zeiten vielleicht wirken können, heute aber zwingen sie nicht zur Zustimmung. Nur eins: warum steht an erster Stelle der Staatsbürger, der einen eigenen Haushalt hat? Da sehe ich den genialen Vogel, der sein kunstvolles Nest baut, ohne zu wissen, wieso und warum?

Und setzen wir einmal an die Stelle des allzu wirtschaftlichen Begriffes „eigener Haushalt“ den ethisch-natürlichen „eigene Familie“, öffnet sich da nicht eine lebendige Aussicht? Und liegt nicht ein ganz unabsehbarer Fehlschluß darin, diese soziale Leistung des einzelnen für das Gesamtwachstum durch eine finanzielle Leistung, durch einen Klassensteuersatz ersetzen zu können?

Das Connubium, die Ehe, bildete und bildet heute noch die Grundlage der Persönlichkeit, der eine Volksgemeinschaft in erster Linie Rechte anvertrauen kann, und das Haben von diesen oder jenen Gegenständen — und dazu gehören seit der Einführung der Freizügigkeit und der freien Veräußerung von Grund und Boden auch Grundstücke — kann allein eine solche Grundlage nicht abgeben. Darum gehört das erste Recht des Bürgers zu wählen und gewählt zu werden an erster Stelle demjenigen, der eine Ehe einging, der sich durch diese Ehe mit seinem Leben, Denken und Lieben dem Leben seines Volkes verknüpfte, der sich bereit zeigte, an seiner gesunden Erhaltung und starken Entwicklung mitzuwirken; der damit seinen Willen von einem größeren und höheren Willen tragen ließ und ihm die Richtung über das Einzelwesen hinaus zur Zukunft gab. Über die Sehnsucht des Einzelwesens nach seinem eigenen Wohlergehen wirkt in solchem Willen die „lange Sicht“ auf die Kinder und kommenden Geschlechter, ohne die keine Familie, ohne die noch weniger ein Volksleben auf die Dauer bestehen kann.

In der Familie, in der Ehe berührt das nationale Staatswesen

den tiefen Grund seines Wachstums. Hier auch ist der lebendige Punkt, wo alle Moral die Weihe einer höheren Wahrheit empfängt, da hier das höchste Interesse des einzelnen — die glückliche Entfaltung des eigenen Wesens — mit dem höchsten Interesse der Allgemeinheit — die lebendige und beste Sicherung ihrer Gegenwart und Zukunft — zu einer Einheit wird.

Und wie die Familie die einzelnen, die Sippe und das Geschlecht die Familien verband, so faßte das Stammes-, dann das Volkswachstum nach und nach ausgreifend und aufsteigend alle diese einzelnen Zellgebilde zusammen und verband sie zu einem großen Organismus, zu einem leibhaftigen organischen Wachstum. Mag einer nun dieses Wachstum zu Nationalstaaten für das höchste halten oder nicht, sicher ist das eine: wie dieses Volkswachstum die Bedeutung des einzelnen, die Bedeutung der Familie usw. nicht aufhob, so kann auch ein ferneres Wachstum die Bedeutung der Nationalgebilde nicht aufheben, sondern es wird sich auf sie stützen müssen.

Wer aber dieses fernere Wachstum hoch und höher wünscht, wer es ersehnt, daß die besten Eigenschaften seines Volkes einmal mit hineinwachsen in das Menschenland der Zukunft, der Sorge auch mit für die Stärkung und Festigung jenes tiefen Grundes, in dem dieses Wachstum ruht und allein ruhen kann, der umpanzere die Ehe mit dem Schutze des Rechtes, er scheide aus von ihr, was keine ist und nie eine werden kann, und er gebe das höchste Bürgerrecht, mitzubestimmen über die starke Erhaltung und beste Entwicklung des Volkslebens zuerst demjenigen, der sich mit seinem Leben, Lieben und Hoffen diesem Volksleben auf das innigste verband! Also vorab einmal: *nulla civitas sine connubio* — ohne Ehe kein Wahlrecht!

Lassen wir uns von diesem hartklingenden und abweisenden Urteil und von den hier dargelegten Gedanken- und Tatsachenreihen einmal recht tief durchdringen! Gerieten wir auf dem verfolgten Wege mit unseren Schlüssen in eine reaktionäre Sackgasse, aus der wir also wieder hinausmüßten? — Oder ist es eine Gasse, wohinein uns das Leben führte, weil es durch sie hindurch will — hindurch muß?

17.

Kein Wahlrecht ohne Ehe! Ganz reaktionär lautete unser letzter Schluß. Aber nicht als Dogmatiker irgendeiner politischen Partei, sondern als Sucher nach der Wahrheit gelangten wir zu ihm. Und im übrigen weiß ich aus der Geschichte sehr wohl, daß das Leben es nicht duldet, daß auf einstmals noch so schönen und feurigen Prinzipien auch dann noch herumgeritten werde, wenn sie schon zu alten Kleppern geworden sind. Aber eine Wahrheit liegt an dieser

Ecke versteckt. Wir müssen also zusehen, ob wir sie finden; wir müssen die parallele Entwicklung der natürlichen Auswahl und der politischen Rechte schärfer ins Auge fassen.

Von jeher führte der natürliche Trieb dazu, daß sich die gut Geratenen, die Starken und Schönen zusammenfanden. Durch Verbindungen untereinander suchten sie ihre Wohlgeratenheit zu bewahren und zu schützen. Bestand auch einmal volle Ebenbürtigkeit unter den freien Mitgliedern eines Volkes, so schob doch die dauernde Auswahl der Wohlgeratenen unter sich mit der Zeit ein Element der Ausschließlichkeit in die Entwicklung eines Volkswachstums hinein. Dieses Streben wurde dann weiter dadurch verstärkt, daß ein Volk auf anfangs reichlich bemessenen Boden an Zahl wuchs, daß man an eine Grenze der extensiven Wirtschaft kam, indem der Vorrat an anbauwürdigem Boden sich erschöpfte; daß mithin eine Teilung und Minderung des ursprünglichen Besitzanteiles drohte und dann auch zur Wirklichkeit wurde — eine Tatsache, die die Zukunft der Familie in Frage stellte. Den einen, die durch glücklichen Zufall oder kluge Maßnahmen noch im alten Vollbesitze waren, galt es daher, den Familienbesitz festzuhalten, ihn womöglich zu erweitern; den andern, deren Bodenbesitz schon nicht mehr zum Lebensunterhalte ausreichte, durch Ausbildung anderer Fähigkeiten Werte zu schaffen, die einen Tausch gegen Nahrungsmittel ermöglichten. Die Bodenbesitzer suchten dann durch alle möglichen Formen — Erstgeburtsrecht, Majorat, Fideikommiß, sonstige Familienstiftungen — eine Sicherung des Lebens; die Gemeinden sicherten sich durch Aussonderung des Gemeindееigentums an Wald, Wiese, Feld; die Städte dann wieder durch Ausdehnung ihres Territorialbesitzes. Die an Bodenbesitz Verminderten oder daraus Verdrängten hingegen wurden auf andere Weise zu Vergesellungen genötigt, ihr Gewerbe, ihr Handwerk, das nun die Grundlage ihrer Lebenssicherung bildete, zu schützen. Die Gilden, Zünfte, Bruderschaften u. ä. tauchten auf, und in all diesen Bildungen ist die Sicherung des Lebens der ursprüngliche Sinn: man will das Bewährte bewahren.

Sehen wir nun zu, so tritt da neben das Prinzip der natürlichen Auswahl, der die Wohlgeratenheit Grundlage ist, schon früh ein Prinzip wirtschaftlicher Auswahl: beide ringen als Motive in jedem einzelnen Falle miteinander um die Vorherrschaft, und schließlich wird die wirtschaftliche Auswahl, deren Streben die Erhaltung und Entwicklung einer Reihe fast rein wirtschaftlicher Funktionen ist, dahin bestimmt, daß die Ebenbürtigkeit fast identisch mit der Standesgemäßheit wird, daß also ein natürliches Auswahlprinzip mit einem wirtschaftlich-sozialen vertauscht, zum mindesten von letzterem stark beeinflusst wird.

Wie immer man sich nun auch den Niedergang ganzer Familien-

schichten auf der einen Seite vorstellen mag — infolge Überlagerung neuer mächtigerer Schichten, oder durch Abschneiden von weiterer Entwicklung, oder durch natürliches Erlöschen — und auf der anderen Seite das Emporkommen neuer Elemente in den Stand der Freien: die alten Grenzen der natürlichen Auslese waren unsicher geworden; die alte Sitte verlor an ihrer Strenge. Und all demgegenüber schlossen sich darum andere Familien in der Sorge um ihren durch auswählende Zucht und Besitz bisher gesicherten Fortbestand enger zusammen. An der Sorge erwachte der Familiensinn zu größerer Kraft. Und im deutschen Leben wurden diese natürlichen und naturgemäßen Vorgänge noch durch die politischen verstärkt. Zum Beispiel: „Als nämlich die alte Bedeutung des Reichsamtes immer mehr verloren gegangen war, und die in demselben enthaltene öffentliche Gewalt auf bestimmte Besitzungen gelegt, als das selbständige und erbliche Recht gewisser Familien erschien, lag es nahe, daß die allgemeinen Regeln, welche für die Veräußerung und Vererbung des Privatvermögens galten, auch auf das neugebildete Familiengut zur Anwendung gebracht wurden,“ wie Beseler (S. 702) darlegt. Und innerhalb eines gewissen Kreises deutscher Volksgenossen kam es auf Grund dieser Entwicklungslinien zu einem sehr merkwürdigen Vorgang. Das Streben nach einem strengen Familienrecht wurde mit der Bedrohung der Familie und ihres größeren Besitzes lebendig. Was mit der Ehe nicht geschehen war, daß sie zu einer juristischen Person wurde, das geschah nun hier mit der Familie: sie wurde zu einer korporativen Genossenschaft, die den einzelnen sowohl berechnete als auch verpflichtete. Innerhalb ihres Kreises errang diese Genossenschaft das Recht der Autonomie. Das Familienhaupt trat gewissermaßen an die Stelle des *pater familias* des römischen Rechtes, und einmal im Zuge, setzte sich diese Bewegung auch über die Kreise der einzelnen Familien hinaus fort; die genossenschaftlich gebundenen Familien bildeten auch „in ihrer Gesamtheit eine besondere Rechtssphäre, in welcher die Rechtsgemeinschaft durch den gleichen Geburtsstand“ bedingt war. Eine neue, besondere und erhöhte Ebenbürtigkeit war damit geschaffen, eine solche, die in ihrer Haupttendenz gegenüber allen anderen Kreisen des Volkes ausschließend war.

Die natürliche Erfahrung hatte auf diesen Weg geführt, den Weg einer „instinktiven Zuchtwahl“ gleichsam. Daß mit der Annahme des strengeren Familienrechtes dem einzelnen auch besondere Rechte und Vorteile erwachsen, war an sich nicht unnatürlich. Wenn aber die Sorge vor der Entartung und vor der Zersplitterung des Besitzes die Familie zu der Erfahrung gedrängt hatte, daß eine Ausschließlichkeit notwendig sei, so brachte nun die Exklusion eine neue Erfahrung.

Soweit man auch die Grenzen des Geburtsstandes ziehen mag, so hat man es doch von der Eingrenzung ab mit einer innerhalb dieser Grenzen beschlossenen Entwicklung zu tun. Diese „Inzucht“ brachte es, wie zumeist, anfänglich zur höchsten Heraustreibung aller umschlossenen Artfähigkeiten. Aber der Kreis war geschlossen und er umfaßte eine geschlossene Summe von Lebenskraft und Anlagen. Mehr als er umschloß, konnte er auch nicht zur Entfaltung bringen. Und war einmal die höchste Möglichkeit dieser Entfaltung erreicht, so mußte der Rückschlag, der Stillstand ganz von selbst erfolgen. Der Abbau dieses Wachstums setzte ein.

Gegen diese Gefahr der Erschöpfung, des Erstarrens, trieb das Leben nun seine Gegeninstanzen herauf zum Teil so, daß es ein solches Höhenwachstum in den Kreis weiterer Anteilnehmer schob, mithin seinen Wurzelbereich gewissermaßen erweiterte, es aber damit zugleich auch vor größere Aufgaben stellte, z. B. Hohenzollern wächst in Brandenburg hinein, Brandenburg in Preußen, Preußen ins Reich — ein Vorgang, der sich äußerlich kennzeichnet durch die auch jedesmal eine größere Aufgabe bezeichnende Benennung: Kurfürst von Brandenburg, König von Preußen, Deutscher Kaiser. — Aber auch in anderer Weise versucht das Leben jene Gefahr der Erschöpfung zu bannen. Das strengere Familienrecht, das für eine nicht ebenbürtige Ehe keinen Raum ließ, ließ Raum für das Konkubinat.

Alle sogenannten sittlichen Deklamationen halfen da nicht, und sie helfen bis heute nicht; alle scharfen Betonungen sozialer und wirtschaftlicher „Vernunft“ versagten und mußten versagen dem natürlichen Lebensdrange gegenüber. Das Individuum strebte und strebt aus dem beengenden Banne heraus; es zerbrach und zerbricht die sozialen Schranken und fragt nicht mehr zuerst nach der Notwendigkeit seines Standes, sondern nach seiner eigenen Notwendigkeit. Sich und seine Art will es neu pflanzen, ihr will es neuen stärkeren Boden gewinnen. Es will aus der standesmäßigen Erstarrung hinaus — ins Leben.

Diese Erscheinung ist in der sozialen Geschichte stets zu beobachten, wenn irgend eine gesellschaftliche Schicht, ein Geburts- oder sonstwie umschlossener Stand überreif geworden ist, wenn es für ihn in der Lage, worin er sich befindet, keine Aussicht auf ein Vorwärts und Aufwärts mehr gibt, wenn die ehemalige Lebenssicherung für ihn zur Lebensgefährdung wurde. Die gleiche Erscheinung ist auch in einem Volksleben zu beobachten, das durch lange Aufstauung in voneinander getrennten Stämmen, Stammstaaten, Stammteilen, Fürstentümern, Städten oder sonstigen sozialen Ein- und Ausschließungen in Erstarrung geriet.

Gewiß erwecken dann solche Zeiten und Bewegungen den Anschein,

als ob ein Volks- oder Gesellschaftsleben kurslos geworden wäre. Die einzelnen laufen da ihrem Belieben und ihren Gelüsten nach, und sie haben hierfür sogar die verschiedenartigsten, vernünftig scheinenden Motivierungen, die manchmal sogar mit großem Pathos vorgetragen werden. Aber so subjektiv das auch alles scheinen mag, vom Standpunkte eines ruhigeren wissenschaftlichen Denkens aus kann man hier ohne Pathos nur kühl und klar urteilen: das Leben sucht aus der Sackgasse heraus, worein es geriet, den neuen Weg: so versucht es alle möglichen Kombinationen. Was bisher gewaltsam unten gehalten wurde, drängt nun mit Macht nach oben; und was da nach oben drängt, das sind zumeist und in einem Worte — aber das Wort in weiterem, als dem gewöhnlichen Sinne gefaßt — die sinnlichen, die naturhaften Triebe, die nie zur Herrschaft berufen sind, deren gewaltsame Unterdrückung aber mit der Zeit jede Herrschaft, ja, ein ganzes Volksleben zu gefährden vermag.

Fest steht in solcher Zeit nur: der alte Kurs kann nicht mehr helfen. Die Versuche zu neuen Lebenssicherungen aber führen im Kampfe gegen die alten vielfach zu den schlimmsten Entgleisungen; zahllose Menschenleben gehen in diesen Versuchen zugrunde. Man wettet und flucht gegeneinander, man verfehmt einander mit blutiger Herzlosigkeit. Aber alles das hilft nichts. Was helfen kann, ist einzig und allein ein herzhaftes Besinnen auf das natürlich Notwendige.

Hier stellt sich nun, so schwer das Zugeständnis auch werden mag, als erste Notwendigkeit dar, von jeglicher alten Privilegierung einmal abzusehen. Man nennt das heute die Demokratisierung eines Staatslebens. Aber Demokratie ist nicht, wie das hier der Fall wäre, und wie es auch in der geschichtlichen Wirklichkeit oftmals der Fall war, an sich etwas rein Negatives. In ihr lebt nicht nur ein ablehnender Wille, sondern auch ein aufbauender: der Wille, der nach Besserem, Stärkerem, Edlerem trachtet. Es ist der Wille, den auch Bethmann Hollweg in unserem deutschen Leben wirksam zu sehen glaubte. Und dieser Wille ist ein aristokratischer, der im Grunde allein und lebendig aristokratische. Aristokratie — der Wille zur Herrschaft der Tüchtigsten und Besten — sie bedarf ja, wie wir sahen, der Auslese, der Inzucht gar in ihren Anfängen. Aber indem sie dann dauernd und in steigendem Maße exklusiv, ausschließend, wurde, widersprach sie sich selbst und der Entwicklung ihres Volkes.

Jenes Absehen von den mit den alten Standesbildungen verknüpften Vorstellungen und gesellschaftlichen Vorurteilen, jene Negation allein gilt natürlich auch hier nicht viel. Darum heißt die zweite Notwendigkeit: Beistandnahme bei allen jenen Elementen des Volkes, denen es ernst um den Bestand und die Entwicklung ihres Volkes

ist, die stark und bestimmt mit ihrem Schaffen und Handeln nach einer neuen und gesunden Ordnung streben. Denn hier tritt jener größere und stärkere Wille in Sicht, der sein Ziel wieder einmal über das Einzelwesen hinaus auf die Zukunft richtet. Dieser Wille ist das Adelszeichen einer inneren „Ebenbürtigkeit“, die ganz sicher, wie jede andere, auf dem Wege der Zucht und Auslese durch Generationen gewachsen ist, fehlen ihr auch noch der gemalte Stammbaum und die urkundlichen Belege. Verkommen aber soll man solche Ebenbürtigkeit nicht lassen, sondern man soll sie nicht nur ihrer selbst wegen, sondern — wie wir noch sehen werden — seiner selbst wegen pflegen und aufnehmen.

Und hier wird nun der Ausblick nach einer andern Seite nötig.

18.

Es läßt sich in der Geschichte verfolgen, und eine ernste Betrachtung eigener Erfahrung kann es jedem sagen, daß niemals das aus alter wirtschaftlicher, sozialer, religiöser oder sonstiger Gebundenheit, also aus irgendeiner „Masse“ heraustretende und sich befreiende Einzelwesen gleich im ersten Anlaufe auch die ganze Höhe seiner Entwicklungsfähigkeit erreicht. Erst die dritte Generation nähert sich meist bei übrigen, nicht ganz ungünstigen Wachstumsbedingungen der von jenem „aus der Art geschlagenen“ Einzelwesen erstrebten Höhe. Wird diese Tatsache erst wieder erkannt und anerkannt, dringt sie erst tiefer in das Bewußtsein des Volkes ein, so wäre diese Erkenntnis allein ausreichend, nicht so sehr den Kampf um die Lebenssicherung selbst zu mildern, wohl aber dem Kampfe das Bittere und Ätzende zu nehmen, womit das moralische Vorurteil ein solches Streben vergiftet.

Mag immerhin das Dogma von der allgemeinen Gleichheit zum Narrendogma werden; mag das Gerede von dem „Rechte der Persönlichkeit“ ganz sinnlos veräußerlicht worden sein — ganz sicher hat dennoch der recht, der für sich und seine Nachkommen um eine Gleichberechtigung, um eine Höchstberechtigung kämpft und ringt, denn Freiheit und Gleichheit im Sinne dieser Höchstberechtigung sind eben Höhen der menschlichen Entwicklung. Dahin aber soll und muß dem Aufsteigenden die Bahn frei sein und bleiben. Die künstlichen Hindernisse beseitigen, die solchem Aufstiege bereitet werden, das will das heutige Streben in unserem Volke, wenn ich es jemals recht verstand. Und es will nie und nimmer jene Höhen selbst beseitigen, damit dann alle in möglichster Flachheit und Niedrigkeit möglichst gleich zu sein vermögen. Benennen wir einmal diese Entwicklungsstadien mit griechischen Namen, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß die Griechen noch eine andere Art „Herrschaft“ kannten, die

Ochlokratie, die Herrschaft des wilden Haufens! — Der Janhagel — Herr?!? — Das ist und war immer nur ein kurzer Karneval — aber ein bluttriefender. Denn dieser „Herr“ kennt nur die andere Art der Höhererreichung: nicht aufsteigen will und kann er zu den Höhen, sondern die Höhen sollen zu ihm herunter. — Hier am Rhein gibt es einen Verein zur Erhaltung des Siebengebirges. Er wurde gegen niederländische Flachlandseelen gegründet, und ich glaube, daß gar mancher radikale Demokrat seither dankbar war für diese aristokratische Höhengsicherung.

Ziehen wir den Schluß, so bestimmt sich unser Recht auf die volle Entwicklung unserer Anlagen nach dem Grade dieser Anlagen, nach dem Maße persönlicher Energie, die wir an unser persönliches Höhenziel zu wenden vermögen, und nach dem Maße von Pflichtbewußtsein, womit wir die Entwicklung unserer Anlagen in Pflege nehmen. Auf das innigste verbindet sich hier das Recht mit der Pflicht und der Macht des einzelnen, und wie diese Ganzentwicklung des einzelnen im Interesse der Gesamtheit liegt, so vermag sich auf die Dauer nur das als eine allgemeine Einrichtung durchzusetzen und zu erhalten, was im letzten Grunde aus der Harmonie des persönlichen und allgemeinen Interesses emporstieg. Es sei zum Beispiel nur an die allgemeine Schulpflicht erinnert.

Aus dem Einzelwesen heraus kann allein und muß immer wieder jene Kraft erzeugt werden, die ein Volksleben erhalten, neu befruchten und höher führen soll. Darum ist höchste Achtsamkeit des Staates dem einzelnen gegenüber geboten. Denn der Staat ist ja nicht bloß eine Theorie, eine Idee, eine Einrichtung oder Anstalt, sondern er umfaßt lebendiges Volkswachstum und lebendiges Volkswachstum trägt und erfüllt ihn. Darum ist er auch nicht ein bloßer Zustand (Status), sondern er bedeutet auch einen allem wirklich Lebendigen notwendigen Bestand. Gewiß strebt dieser auf Einzelwesen aufgebaute Organismus zu einem selbständigen Leben, aber alles wächst ihm dennoch von den einzelnen zu, denn es ist so und bleibt so: ein natürlich und naturhaft heranwachsender Volksorganismus wird sich seiner erst im Werden und Wachsen selber als Staat bewußt, und er schafft sich nun mit Bewußtsein den Staat zum Zwecke seiner eigenen Lebenssicherung. Mit dem Bewußtwerden aber und seiner Wirkung dringen nun ebenso natürlich alle jene Elemente in dieses Werden und Wachsen hinein, die als Ideale vom Staat, als Begriffe des Staates usw. dem Staate ein selbständiges, abgelöstes Leben über der Wirklichkeit zu verleihen scheinen, die aber doch nichts weiter sind, als die Erhebung der natürlichen Entwicklungsreihe: Trieb — Streben — Ziel in die Parallelreihe des Bewußtseins: Absicht — Mittel — Zweck. Ginge nun der

Prozeß immer so glatt vonstatten, wie ich ihn hier aufzuzeichnen versuchte, so hätten wir in der Welt wohl die herrlichste Ordnung. Aber in Wirklichkeit schießt das in einem Volksleben hin und her und bunt durcheinander aus der Reihe des Bewußtseins in diejenige noch ganz naturhaften Instinktes und umgekehrt. Heiligste Zwecke müssen als Deckmantel erbärmlichsten Strebertums herhalten, und prächtigste Triebe werden als Treiber zu elenden Zwecken benützt. Denn:

In gewissen Zeiten und Stadien einer Volksentwicklung zeigt es sich, daß sich die alten sozialen, ständischen, religiösen und andere geschlossene Bildungen in ihrer Geschlossenheit nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Sie müssen, weil sie zu Lebenshemmungen wurden, fallen oder erweitert werden, was durchaus nicht gleichbedeutend ist mit dem Aufgeben der Erfahrungen, denen sie einst als Lebenssicherungen entstammten. In solchen Zeiten tritt, wie wir schon andeuteten, an die Stelle des auf sogenannter Ebenbürtigkeit oder Standesgemäßheit beruhenden Connubium die wachsende Neigung zu sozialer Vermischung. Was sie vom natürlichen Standpunkte bedeutet, sahen wir: den Drang und Versuch zu einer Neupflanzung, zu einer neuen Sicherung des Lebens. Dauert nun eine solche Periode lange, so wird eine Erscheinung begreiflich, wie wir sie im alten Rom sahen: das volle Bürgerrecht dringt in immer weitere Kreise; es tritt aus seiner ehemaligen Geschlossenheit heraus. Nicht auf einmal und mit allen Folgen, sondern stückweise wird dieses Bürgerrecht von den neu andringenden Kreisen erobert. Ein in die Breite und Höhe strebendes Wachstum, das eines größeren Wurzelkreises bedarf und sich ihn schafft — so erscheint uns zunächst diese soziale Untermischung, dieser Andrang auf Connubium und Civitas.

Daß dabei der „Zensus“, das Vermögen, die wirtschaftliche Lage manchmal eine bedeutende, ja umwälzende Rolle spielt, ist nicht durchaus unberechtigt, da ja in alledem auch einigermaßen eine Art von Lebenssicherung steckt. In all diesen Verhältnissen waltet die instinktive Sehnsucht nach Gesundung und neuer Kraft ob, obgleich der Prozeß selbst zunächst ein soziales Experiment bleibt, dessen Erfolg in keiner Weise sicher ist.

Geradezu theoretischer und praktischer Unsinn aber wird die aus verstockten Vorurteilen fließende Meinung, es ließe sich aus einer jeden dieser Vermischungen durch ein paar gesetzliche Formeln ein Connubium, eine bürgerliche Ehe machen. Diese Sünde wider den heiligen Geist haben wir in Deutschland den ganz in leblosem Formalismus vertrockneten Theoretikern zu danken. Hier, wie nirgendwo anders, hätte es heißen müssen: *a fructibus eorum cognoscitis eos* — an den Früchten sollt ihr sie erkennen. Auch für Ehegatten ist es unmöglich,

an etwas Mißratenes ein Leben der Liebe und Pflege zu setzen. Die natürliche Reaktion der Enttäuschten gegen jenen formalistischen Unsinn tritt in Sicht: die Ehescheidung. Die Zeit sozialer Vermischungen ist immer auch die Zeit vermehrter Ehescheidungen; sie muß es sein, denn nicht allzu viele jener Experimente gelingen.

Hat der Staat aber in allen diesen Dingen die Hände, so ist er auch verpflichtet, gleich zu wägen, und damit schädigt er sich selbst. Er sanktionierte die Willkür, die Laune, den Rausch, die Stumpfheit, die Dummheit, den Geldsack, den Leichtsinn usw. als Grundlage der Ehe, und darum darf er sich nicht wundern, wenn er erntet, was er mit säen half. Ein paar Notizen mögen dies illustrieren.

„Vor Gericht stand als Beklagter ein Ehemann von 18 Jahren. Klägerin war seine Frau, die ein Kind im Arm trug und als ihr Alter 16 Jahre angab; der Streit drehte sich darum, daß der Mann zum Unterhalte von Weib und Kind beisteuern sollte. Die Prozeßparteien hatten geheiratet auf ein gemeinsames Vermögen von 7 Mark 60 Pfennig und ein paar plundrige Möbel hin, die sie in einem Abzahlungsgeschäft gegen einige Mark Anzahlung erworben hatten. Die Frau hatte nicht die geringste Erfahrung im Haushalte, sie konnte nicht kochen, waschen, nähen und pflegte sich die Langeweile dadurch zu vertreiben, daß sie bis zum Nachmittag im Bett lag. Der junge Bursche, dessen Traum von einem geregelten, gemütlichen Heim so bald und grausam zerstört wurde, machte sich nach drei Monaten aus dem Staube und kümmerte sich keinen Pfifferling um seine Frau und den nach einem halben Jahre erscheinenden Sprößling. In London gibt es ungefähr 14000 verheiratete Personen unter 20 Jahren. Hunderte von Frauen und Witwen sind noch nicht 16 Jahre alt. In den größeren Provinzstädten und den Industriebezirken liegen die Verhältnisse ähnlich. Weitaus die Mehrzahl der vorzeitigen Ehen (!) sind von ungeschulten Arbeitern abgeschlossen, die am meisten den Schwankungen des Handels und der Industrie ausgesetzt sind. Manchmal mögen junge Leute heiraten weil sie schon verlottert sind und kein Gefühl für Verantwortung haben, meistens aber werden erst die Sorgen und Widrigkeiten einer übel beratenen Ehe, das Bewußtsein, für nichts und wider nichts zu arbeiten, den Mut und die Schaffenslust des Mannes untergraben und ihn endlich dem Armenhaus oder dem Gefängnis zuführen. In den Londoner Gefängnissen sind nach Angabe der Daily Express von 850 Häftlingen unter 20 Jahren 200 verheiratet. Die würdigen Ehemänner im zarten Alter von 16 Jahren sollen sich sogar überwiegend in Hospitälern und Gefängnissen aufhalten.“

Und so etwas von geschlechtlichem Rummel nennt man noch Ehe? Das soll die Grundlage zum Bürger- und Wahlrechte bilden?

Muß nicht jeder vernünftige Mensch hier urteilen: Diese „Männer“ und „Frauen“ sind — auch wenn sie 21- oder 25jährig wären, der Vormundschaft noch nicht entwachsen? Eine weniger verbildete Rechts- und Staatsauffassung kannte hier, wie die römische, gar keine Ehe, sondern sie siebte feiner und unterschied schärfer. Auch hier kam einmal die Zeit, wo eine „Ehe“ ohne eheherrliche Gewalt, ohne manus möglich werden mußte. Eine freie Ehe also, wobei die Frau nicht, wie die mater familias mit Hab und Gut in die Gewalt des pater familias überging, sondern frei und Herrin ihres Vermögens blieb. Sie wurde dafür aber auch wohl Gattin (uxor) des Mannes, nicht aber mater familias. Und doch war dieses ohne feierliche Form durch bloße Übereinstimmung zustande gekommene Verhältnis durchaus nicht verachtet, so wenig, wie es selbst eines inneren Gehaltes entbehrte. Denn auf Neigung beruhend war die Familiengründung die Absicht, und man schloß die Vereinigung, um Kinder zu zeugen. Diese formlose „Ehe“ war trotz alledem ein gerechtes Verhältnis (matrimonium justum), wie auch eine zweite, noch freiere Wandlung des geschlechtlichen Bundes, das selbst neben der Ehe mögliche Konkubinat durchaus keiner gesellschaftlichen Ächtung unterlag. Die Konkubine teilte zwar nicht den Rang und Stand des Mannes, sie erhielt auch nicht den Titel „Gattin“ (uxor), wie auch ihre Kinder nicht dem väterlichen Stande folgten, aber trotzdem war das Verhältnis in dieser losen Form durchaus möglich. In der freien Ehe dagegen folgten die Kinder dem Stande des Vaters. Da demnach die freie Ehe, die ebenso durch bloße Übereinkunft gelöst werden konnte, der bürgerlichen Vollehe fast in allen Stücken gleichkam, „so war es nur natürlich, daß sie diese allmählich verdrängte“.

Die einfache Erwähnung dieser Tatsache umschließt einen vollen Wandel. Auf die Erhaltung von Volk und Staat waren die strengen Formen des Connubium einst gerichtet gewesen. Die freie Ehe dagegen schob ganz unbestreitbar den einzelnen, das Individuum in die vorderste, den Staat in die zweite Reihe. Gewiß kann man die feine Unterscheidung des Römers für das gesellschaftlich Notwendige anerkennen; sicher ist auch das in gewissen Kreisen wachsende Empfinden der Notwendigkeit wirksam gewesen, aus andern, weniger verbrauchten und noch gesünderen Volksschichten neue Kräfte zu gewinnen. Aber ebenso sicher ist auch dieses Experiment ein Zeichen für den „Verfall der Sitten“, für den Niedergang der alten Zucht, das heißt für den Verfall einer von fernausgreifendem Willen getragenen Zeugungskraft, also für das Absterben und Altern eines Volkes oder eines Volksteiles. Darum sahen Staat und Gesellschaft sich gezwungen, dem „Individualismus“, dem Begehren des einzelnen Zugeständnisse größerer

Freiheit zu machen. Aber — gelang es dann auch, jenen Verfall wirklich aufzuhalten? Der Geschichtschreiber kann diese Frage nicht bejahen.

So wenig' all das eine Ehe ist und so wenig es darum auch als solche angesehen und behandelt werden sollte, was sich ein paar äußerlichen, gesetzlichen Formen unterwarf, so wenig stärkte die freiere und feinere Unterscheidung des Römers die echte und große „Ehe“ selbst, sondern sie entzog ihr infolge ihrer größeren Verpflichtung der Einzelwesen im schwächer werdenden Volke fast den letzten Halt und Bestand.

Und heute? Da prägte die Unsicherheit des Erkennens infolge der gesellschaftlichen Maskerade, die Verwirrung der Instinkte selbst einem Nietzsche die Bitte auf die Lippen: „Gebt uns eine Frist und eine kleine Ehe, daß wir zusehen, ob wir zur großen Ehe taugen!“ — Die Frist und kleine Ehe wird zur Notwendigkeit in einer Zeit der Auflösung alter Lebenssicherungen. Denn die gesunde Erhaltung und Entwicklung des Volkes steht auf dem Spiel.

Darum: wenn auch hier der moderne Staat sich etwas mehr Zurückhaltung auferlegen wollte! Wenn er es mit der Guttheißung aller möglichen Verhältnisse nicht so eilig hätte: Hier am Anfange, anstatt am Ende, wo die Ehescheidungen notwendig werden; wo er dann mit aller Zudringlichkeit beflissen ist, Unhaltbares zu erhalten? Wie wenn er entschlossen mit einer entarteten Sitte bräche und private Verhältnisse als solche duldete, und ihnen erst dann seine Sanktion und gesetzliche Anerkennung gäbe, wenn in ihnen der Wille der Dauer, der Ordnung, der Volkszukunft herrschend wurde; wenn ein Menschenpaar das Connubium forderte im vollen Bewußtsein der bürgerlichen Rechte, deren Ausübung es verleiht, im Bewußtsein aber auch der bürgerlichen Pflichten, deren Erfüllung es verlangt?

Denn: für den Staat muß die „große Ehe“ das oberste Ziel bleiben. Will er aber zu Größerem verlocken und verpflichten, so muß er auch größere Rechte zu verleihen imstande sein.

19.

Das Züchtungsexperiment des Römers mußte mißlingen, weil es auf falschem Schlusse beruhte. Er gewährte dem Individuum größere, fast volle Freiheit, er erweiterte sein Recht, so weit als möglich, und er verminderte zugleich die mit dem Rechte verknüpfte Verpflichtung, sie gleichfalls fast in das Belieben des einzelnen stellend. Ist aber der Staat, die Gesellschaft „oben“ in solcher Weise „liberal“, so darf man sich nicht wundern, wenn „unten“ der Erfolg erscheint, wie ihn die Daily Express für London und England schilderte: volle Verwilderung des Geschlechtslebens.

Ein Glied fehlte in jenem Schlusse: Kein lebendiger Organismus kann eines seiner Organe oder mehrere ihres Dienstes entbinden, ohne einen Ersatz des Dienstes zu empfangen. Und hier zeigt es sich wieder deutlich: alle jene Befreiungen von Völkern und Volksschichten von ehemaligen Gewalten haben nie einen anderen Sinn gehabt und können keinen haben, als den des Zurücktretens äußerer Zwangsgewalt vor der Selbstbestimmung und Selbstverpflichtung. Dieser Wandel, diese Verwandlung des bisher „passiven Subjekts“, des „Untertanen“, in einen „aktiven Bürger“ setzt eine hohe Stufe der Reife, der Kultur und des Bewußtseins der Verantwortlichkeit voraus. Ist eine Regierung einer solchen Höhe sicher, so mag sie den Schritt in Ruhe tun; wo aber diese hohe Kulturstufe fehlt, da wird und muß jenes Experiment mißlingen. Bürgerliches Recht und politische Pflicht stehen in einem steten Verhältnis zueinander. Da, wo eine staatliche Pflicht nur widerwillig geleistet wird, kann die Rechtszone keine große sein; umgekehrt aber wird auch mit der Freude am Staate und mit der Willigkeit zum Staate der Kreis der persönlichen Freiheit wachsen.

Das Wahlrecht schließt nicht sowohl die Wahlpflicht, als die Verpflichtung des Wählers ein. Aus diesem Grunde wird auf die Selbstständigkeit des Wählers so viel Wert gelegt, da es ja gilt, nicht die Interessen eines Standes, einer Klasse, eines Volksbruchteiles zu vertreten, sondern die Interessen des ganzen Volkes. Dazu aber wird Selbstständigkeit erfordert, und darum fließt in die Art, wie das Wahlrecht heute geübt wird, soviel Unwahres und Nachteiliges hinein. Es fehlt an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Für den Staat und das Volk muß die „große“ Ehe, die bürgerliche Vollehe mit ihren Rechten und Pflichten das Ziel bleiben. Er kann dem Individuum gegenüber nur größere Rechte gegen größere individuelle Verpflichtungen einräumen oder aber gegen Entlassung des Individuums aus seinem Bürgerrechtsverbande, also durch Einbehaltung seiner Rechte. Die Erhaltung der Art, die Entfaltung ihrer Fähigkeiten zu vollem „Vermögen“ und damit zur Macht — das war und ist das Ziel, dem man zustrebte und dem man auch heute zustreben muß.

Man kann da erwidern: „wir leben doch nicht mehr im Römer- und Heidentum, sondern in der Zeit des werdenden Menschentums, die mit der Aufnahme des Christentums angebahnt wurde“. — Es sei kurz darauf erwidert: die Natur kümmert sich mit ihren Gesetzen nicht um Heidentum und Christentum, sondern der Christ muß sich ganz ebenso vor Erkältung schützen, wie der Heide, wenn er keinen Rheumatismus bekommen will. Und ebensowenig hat auch der Christ ein anderes Mittel, die Erzeugung gesunder und starker Menschen zu bewirken, als es der Heide hat und haben kann. Ob die Erhaltung

des Volkslebens, dessen Gesundheit auf seiner Reinheit beruht, nun durch Enthaltbarkeit schon entarteter Elemente, oder durch mechanische Verhütung der Befruchtung, oder durch Ausschluß der unehelich Geborenen von den vollen Bürgerrechten erstrebt wurde und wird, das ändert an dem Grundwillen nichts. Er ist überall der gleiche: Sicherung gegen Entartung. Nur die Wege zum Ziele sind da verschieden.

Nach dieser Seite ist die Einsicht klar: nur das Connubium, die bürgerliche Vollehe könnte vom natürlichen Gesichtspunkte die erste Unterlage des vollen Bürgerrechtes abgeben. Aber unser heutiges Empfinden sträubt sich in manchen Fällen gegen diese Einsicht, so auch zum Beispiel dagegen, unschuldige Kinder, weil sie der Ehelosigkeit entsprangen, für ihr Dasein dadurch zu strafen, daß wir sie minderen Rechtes machen. Wir sträuben uns gegen die moralische und rechtliche Anerkennung der alten Erfahrung, daß „die Sünden der Väter gerächt werden sollen bis ins vierte Glied“, obgleich wir an der physiologischen Anerkennung dieser Erfahrung kaum mehr vorbei können. Wie anders hierin noch ein Justus Möser dachte, wieviel stärker und aufrichtiger er sich gegen die unpolitische Philosophie des Humanitätszeitalters wandte, mag man in seiner Abhandlung „Über die verminderte Schande der Huren und Hurkinder“ nachlesen. Wir aber fragen: Was war der Grund jener alten Strenge? — „Die Wohlfahrt des Staates“ verlangte die Ehrung der Ehe. So sah es auch Justus Möser noch. In dieser Politik wirkte die alte Erfahrung, die zur Sicherung gegen die Gefahr trieb, das staatliche Wachstum dem Einflusse unbekannter, fremder Elemente auszusetzen. Daher, woher alle Sicherungen, alle Vorsicht, alle ablehnende Haltung gegen Fremdes kam, woher heute noch die Abneigung gegen die Aufnahme Fremder in die gleiche Rechtsgemeinschaft fließt, entstammte auch jene Heiligung des „Vorzugs, aus einem reinen Ehebett erzeugt zu sein“.

Und wenn sich nun in unserem Bewußtsein die Ausübung des aktiven Bürgerrechtes, mithin auch des Wahlrechtes, wieder mit der Pflicht zur vollen Bürgerehe verbinde, so wäre dies nicht nur ein vollkommen natürlicher und naturgemäßer, sondern auch ein kulturfördernder Gedanke, mögen unsere nicht naturwissenschaftlich gebildeten Theoretiker auch noch so weit davon abgetrieben sein. So sage ich: das uneingeschränkte Wahlrecht — nicht das gleiche! — gehört zu allererst einmal allen — bürgerlichen Vollehen!

Warum aber nicht das gleiche? — Weil das eine theoretische Schrulle ist, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. — Eine kleine Abschweifung mag das erläutern. Bei einem Begräbnis hörte

ich vor nicht langer Zeit folgendem Gespräche zu: A.: Denk dir, die Johanna hat 10 Söhne im Feld, im Ost, im West und im Süden, ja, im Unterseeboot.

B.: Zehn Söhne! Zehnfache Sorge für eine Mutter! — Aber sie ist eine tapfere Frau. — Doch warum hat sie den sechsten nicht frei bekommen? Es gibt doch, soviel ich weiß, eine solche Verordnung: nach fünf Söhnen ist der sechste dienstfrei.

A.: Ja, ich entsinne mich. Aber wenn deine fünf ältesten Brüder draußen wären, und deine vier jüngeren hinauszögen, möchtest du dann der sechste sein und daheim bleiben? Stelle dir einmal die Atmosphäre in so einem Hause vor.

B.: Du hast recht. Dann ginge ich auch hinaus. —

Und nun frage ich: wie viele Stimmen gebühren einer solchen Ehe? Und ich sage: zehn für die Buben, eine für den Vater und erst recht eine für eine solche Mutter. Das macht zusammen zwölf. Der Vater soll sie bei der Wahl abgeben. Und so hätten wir ja unter der Hand ein Beispiel für eine Begründung der Mehrstimmigkeit, neben dem Beweise, wie ungleich hier das gleiche Stimmrecht wirken würde, das diesem Vater, dieser Ehe nur eine Stimme geben würde gleich (!) einem unverehelichten Drückeberger von 21 Jahren.

Nun aber verwickelt sich die Sache. Die Frau Johanna, jene Mutter ist eine Jüdin, eine Fremdstämmige und alle ihre zehn Buben sind wie der Vater Juden. Was nun? — Wer meinen Darlegungen bisher gefolgt ist und sie in sich aufgenommen hat, wird die Antwort ohne Zögern geben können. Stünde Preußen, stünde Deutschland noch in der Periode seines reinen natürlichen Volkswachstums, so würde die Antwort kategorisch „Nein“ lauten, wie sie ja auch tatsächlich gelautet hat. In einer solchen natürlichen Gemeinschaft haben Fremde kein Mitbestimmungsrecht; es würden aber auch von einer fremdstämmigen Mutter keine zehn Söhne für das Heer angefordert werden. — Preußen und Deutschland stehen aber nicht mehr in jener Entwicklungsperiode, sondern traten in die Periode der Entwicklung zum bewußten nationalen Staate ein. Das heißt: das Wachstum dieses Staates vollzieht sich und soll sich vollziehen auf der nationalen preußischen und deutschen Grundlage. Aber nicht mehr Blut und Abstammung allein bestimmen die Fähigkeit zum Bürgerrecht, sondern nun auch Heimat, Wille und Bewußstein. Die Johanna und ihre zehn Buben erhalten also ihre Stimmen; denn was blieb Jude an einer Familie, die ihr Leben zehnfach auf Tod und Gefahr mit dem Wohle und Siege des deutschen Volkes verknüpfte?

Weiter! In der Zeitung las ich, daß eine einzige Familie zur Zeit 177 Angehörige im Felde habe. — Diese 177 Stimmen gehören der

Familie, und die Ehen, denen jene Kriegsteilnehmer entsprossen, mögen sich darein teilen.

Ja — wird man sagen — sind denn alle jene Söhne schon wahlberechtigt? Oder machst du das Wahlrecht von der Ausübung der Wehrpflicht abhängig?

Nein! Im Gegenteil! Aber von der Ehe mache ich's abhängig, indem ich ihr mit jedem Sohne eine Stimme zuwachsen lasse.

Und darum hier noch zwei Worte: Allgemeine Wehrpflicht — allgemeines Wahlrecht! Das klingt so selbstverständlich. Und doch steckt ein Fehlschluß darin. Im Notfalle gibt der Wehrpflichtige Blut und Leben dem Vaterlande. Wehrpflichtig ist jeder in voller Kraft und Gesundheit stehende Bürger. Aber in seinem „Geben“ liegt vielfach noch etwas rein Passives. Er wurde eben verpflichtet. Wurde er damit auch wehrwillig? Verpflichtete er sich selbst? Steckt nicht in dem Verbräuche der Blutzellen, die der um sein Werk, um das Wohl der Seinigen sorgende Bürger Tag für Tag dahingibt, ein Mehr, eine höhere Leistung? Und das Blut gar, das die Mutter dahingibt, um das Leben ihres Kindes damit aufzubauen: baut sie damit nicht an der Organisation des Volkslebens? Wird hier nicht positive Arbeit für das Volksleben, für seine Erhaltung und Entwicklung geleistet? Und heißt das nicht nur Blut und Leben hingeben, sondern Blut und Leben Tag für Tag zum Wohle des Volkslebens verwerten? So angesehen erscheint mir das Stichwort: allgemeine Wehrpflicht — allgemeines Wahlrecht durchaus nicht als eine nicht zu erschütternde Maxime. Wohl aber besteht das zu Recht, daß jeder positiven Leistung, die dem Volksleben zugute kommt, auch ein voller Anteil an den Rechten und Ehren des Volkes gebühre. Und von dieser Ecke her des positiven Schaffens und Mitschaffens am Heile des Volkes und Staates wächst auch dem Heeresangehörigen sein volles Bürgerrecht zu.

Und damit berühren wir die andere Seite — das Bürgerrecht der Ehelosen. Folgender Gedankengang ist richtig: der Ehelese setzt gleichsam das Entwicklungsstadium der auf ihr eigenes Wachstum und ihr Wohlergehen eingestellten Kindheit fort; man darf daraus schließen, daß auch ein Teil der seelischen Art des Kindes, sein Eigenwille seine Willkür, seine — beim Kinde natürliche und berechnete — Selbstliebe in ihm noch eine Fortsetzung erfährt. Vor dem unmittelbaren Einflusse einer solchen seelischen Verfassung und eines sich dem Volksleben in keiner Weise tiefer verpflichtenden Willens muß ein Volksleben sich zu schützen suchen. Denn was bei dem Kinde infolge seiner physischen Unvollkommenheit natürlich ist, erscheint bei der anders gearteten physiologischen Beschaffenheit des Erwachsenen unnatürlich. So sahen es die Spartaner, die Römer, die Deutschen

in ihrer früheren Zeit an, wie wir uns erinnern. Ich aber stoße hier noch ein anderes Fenster auf, das uns die Aussicht in eine neue Richtung eröffnet. Beinahe zum Beispiel wäre auch Goethe Junggeselle geblieben. Und Kant war es, wie Schopenhauer, wie Nietzsche und viele andere. Würde man einem Kant nun ein Leben mit irgend-einer Xanthippe zumuten dürfen, um ihm das Bürger- und Wahlrecht zugestehen zu können? Wenn aber ihm, gebührt dann nicht dieses Recht einem jeden, der sein Volk und vielleicht gar die Menschheit mit den „Kindern“ und vielleicht auch mit den unsterblichen Kindern seines Geistes beschenkt?

Und so erinnere ich weiter an unsere früheren Betrachtungen über den Wandel der Volksseele bei dem Heraustreten einer natürlichen Volksentwicklung aus der fast reinen Epoche des Kampfes um das leibliche Dasein in die Epoche friedlichen, geistigen Aufbaues; ich erinnere ferner an unsere Betrachtungen über die Grundlage der Persönlichkeit und ihren einzigen Willen, den Weg zur Zeugung zu finden, zum leiblichen und geistigen Schaffen. All das wächst uns hier nun zu einem Schlusse zusammen, der unsere Erkenntnis, daß Leistung und Berechtigung in einem ewigen Verhältnis stehen und stehen müssen, eine Stufe höher hinaufführt. Der theoretisierenden Willkür gegenüber galt es, wieder einmal auf das Lebendige zu schauen. Ein erster Blick schon überzeugte uns von dem Irrtum, das aktive Bürgerrecht könne von der rein mechanischen Tatsache abhängig gemacht werden, daß einer 21 oder 24 Jahre alt wird; wir überzeugten uns ferner davon, daß Fragen, ob gleiches, ob geheimes oder direktes Wahlrecht, ob Proporz- oder Listenwahl usw. erst Fragen zweiten Ranges sind, Fragen der politischen Technik und Taktik. Die Grundlage, die erste Frage aber blieb, das Wesen des Staates zu erkennen, oder doch tiefer darin einzudringen. Und da lernten wir den Staat kennen als ein zielstrebiges, vielleicht schon als ein zweckbewußtes Wachstum. Sein Ziel war und ist die Existenzsicherung eines Volkes, die Gesunderhaltung und starke Fortentwicklung eines Volkslebens. Dieser Grundwille muß in dem Individuum als lebendiger Eigenwille vorhanden und wirksam sein, das den Anspruch auf die Ausübung des vollen Bürgerrechtes erhebt. Und also fällt unsere Entscheidung dahin aus: Das volle Bürgerrecht allen, die an diesem Ziele des Staates mit-schaffen! Kein Bürger- und kein Wahlrecht aber denen, die ihre Bürgerpflicht nicht kennen, nicht erfüllen können, nicht erfüllen wollen!

21.

Auf unserem weiten, vielfach verschlungenen Wege sahen wir zunächst einmal folgendes: Eine Volksentwicklung ist, wie jedes andere

Wachstum, in ihren Anfängen ein rein natürliches Wachstum, keine Willkürschöpfung. Auf irgendeinem Stück Erde schlägt es Wurzel und strebt empor. In die auf dem gleichen Boden etwa aus früherer Entwicklung vorhandenen Selbständigkeiten treibt es seine Saugwurzeln hinein und lenkt einen Teil der hier noch treibenden Kräfte seinem Stammwachstum zu. So sahen wir das Preußenvolk werden, indem das Wachstum der Hohenzollern zunächst die Kräfte des märkischen Adels seinem Wachstume zuführte und in der Richtung der Existenzsicherung seiner jungen Pflanzung verwertete.

Rein theoretisch gesehen würde sich ein solches Wachstum, wenn es nirgendwo auf Widerstand stieße, über die Erde ausbreiten, d. h. ein Volk würde die ganze Erde bevölkern. Nun stößt aber ein werdendes Volk auf Hunderte von Widerständen, die aus der Entwicklung anderer Völker zumeist herkommen. Der Widerstand hebt die ursprüngliche natürliche Neigung nicht auf, sondern entfacht nur den Willen Herr des Widerstandes zu werden. Krieg also heißt die naive Folgerung aus solcher Lage, Krieg bis zur Vernichtung oder bis zur Unterwerfung des feindlichen Volkes.

In solchen Kämpfen wird und wurde ein anderes sichtbar und erkennbar. Wohl ist das natürliche Streben zur Ausbreitung in jenem Wachstum vorhanden. Aber am Widerstande erfährt es eine Belehrung über das eigene, in ihm verkörperte Kraftmaß. Denn schließlich ist ja jedes Volkswachstum eine begrenzte Größe; es verkörpert in sich ein bestimmtes Kräftequantum. Hierfür sucht es die Möglichkeit der Entfaltung und Auswirkung. In der Ahnung oder in der Gewißheit der Unzulänglichkeit des von ihm besetzten Gebietes strebt es danach, sich weitere Gebietsteile zu sichern, und da ihm die eigene spätere Ausdehnung seines Wachstums unbekannt ist, bemächtigt es sich möglichst großer Gebiete der bewohnbaren Erde, Gebiete, die es vorläufig noch gar nicht bevölkern kann und vielleicht auch in Zukunft niemals bevölkern wird. Das heißt: ein Volk begnügt sich zunächst mit der Herrschaft über solche Gebiete.

Damit aber wird ein zweites Streben eines natürlichen Wachstums verändert: das Streben, Fremdartiges von sich fernzuhalten, es abzustößen, es zu vernichten. Denn das siegende Volk rottet die in den neuen Gebieten befindlichen fremden Völker oder Volksteile nicht aus, sondern es bestimmt sie nur, ihr Leben und Schaffen nach seinem Sinne einzurichten und ihm die Dienste zu leisten, die der Erhaltung seiner Macht, die ja nicht nur ein Erzeugnis seines eigenen Wachstums, sondern auch eine Sicherung dieses Wachstums ist, förderlich sind.

Unversehens überschritten wir hier eine Grenze, denn eine neue

Willensrichtung steht vor uns, damit auch eine neue Betätigung. Aus dem Streben eines ganz natürlichen Wachstums nach seiner eigenen Ausbreitung und Erweiterung vollzog sich der Wandel zum Willen der Herrschaft über andere. Dort steht die sozusagen rein leibhafte Zunahme und Mehrung der Bevölkerung im Vordergrund; hier die aus Voraussicht und Überlegung geborene geistige Funktion der Beherrschung. Und während jenes natürliche Wachstum alle Fremdelemente von sich fernzuhalten, zurückzustoßen und zu vernichten strebt, tritt in dem Willen zur Herrschaft der Gedanke hervor, die Fremdelemente nicht zu vernichten, sondern sie nach dem eigenen Willen zu beeinflussen und zu bestimmen.

Offenbar gehen da nun zwei Prozesse nebeneinander her: neben das natürliche Wachstum trat ein anderes, ein neues, das staatliche Wachstum. Und wie jenes allein auf die Mehrung und Stärkung der Volksgenossen gerichtet ist, so das staatliche Wachstum auf die Heranbildung und Förderung der Staatsbürger. Beide Bestrebungen bleiben nebeneinander bestehen. Die zweite hebt die erste durchaus nicht auf. Die feindliche, abstoßende Haltung des natürlichen Wachstums gegen alles Fremdartige z. B. wird nicht ausgelöscht, während das staatliche Wachstum eigentlich eine solche Feindschaft gar nicht kennt. Erst diese scharfe Unterscheidung zwischen zwei nebeneinander hergehenden Entwicklungslinien macht auch ein klares Urteil über äußere und innere Vorgänge möglich, so daß wir Konflikte zwischen Neigung und Verstand auch in sogenannten politischen Dingen besser zu würdigen vermögen.

Die Judenschlächtereien in Rußland z. B. sind aus der Feindschaft des natürlichen Wachstums gegen das Fremdartige zu erklären; unsere Entrüstung dagegen wird besonders gesteigert, wenn wir hören, die staatlichen Behörden hätten ihnen nicht nur untätig zugeschaut, sondern sie womöglich veranlaßt und unterstützt. Die Vernichtung der Indianer, der Eingeborenen Australiens, die Blutopfer der Armenier usw. entstammen nicht der Natur des staatlichen, sondern des natürlichen Wachstums, hinter dessen urwüchsiger Leidenschaftlichkeit das noch schwache Staatswachstum ohnmächtig zurücktritt.

Demgegenüber wird nun im nationalen Staat mit vollem Bewußtsein eine Harmonie beider Entwicklungslinien versucht. Einerseits will er der Regulator eines ins Ungemessene nach seiner alleinigen Ausbreitung strebenden natürlichen Volkswachstums sein; andererseits soll aber doch die ursprüngliche natürliche Kraft des Volkes erhalten bleiben, da sie ja und die mit ihrem Wachstum verknüpfte Mehrung der Macht und Sicherheit die Grundlage der ganzen Staatsgemeinschaft bildet. Infolgedessen stellt der nationale Staat die Anforderung, daß

für seine Einrichtungen und für seine Entwicklung die Natur des Staatsvolkes Ziel und Richtung und Ausschlag gebe. Er stellt demgemäß an die von ihm umschlossenen Fremdelemente weiter die Anforderung, daß sie für die Teilnahme am Schutze, am Rechte, am ganzen Leben des Staatsvolkes auf ihre eigenen völkischen Strebungen verzichten, wie er es ohne Kampf nicht zugeben kann, daß das stolze Wachstum seines Volkes einem fremden Willen und einem fremden Geiste dienstbar gemacht und unterworfen werde.

Nun aber lernten wir auf unserem Gange durch die geschichtlichen Tatsachen eine andere Erscheinung kennen. Die Gebiete hochkultivierter Völker sind ja zugleich die Gebiete, wo individualisiertes Leben, Leben, das der Einzelpersönlichkeit reichere Entfaltungsmöglichkeiten bietet, zur Entwicklung kam. So reizen natürlich den begehrenden Hunger der noch in Massenkultur steckenden Völker nicht nur die größeren Reichtümer solcher Gebiete, sondern auch der innere, instinktmäßige Trieb, aus der Massenkultur zum individualisierten Leben vorzudringen, übt nicht minder einen solchen Reiz aus. Die Perser streben nach dem Besitze Griechenlands, die Hunnen, Magyaren, Avaren, Türken, die Mongolen und Russen drängen dem individualisierten Westen zu, genau wie die alten Germanen die Siedelung in Südeuropa erstrebten und im oströmischen Reiche, in Italien, Spanien und Gallien Fuß zu fassen suchten.

Dem gleichen Drange zu individualisiertem Leben folgen aber auch innerhalb einem staatlichen Wachstume jene Volkselemente, die in den Schatten gerieten, die erst im Aufsteigen Begriffenen und jene Fremdelemente, die da auf die letzte und höchste Auswirkung ihrer Art verzichten sollen. Und da steigt nun die Sehnsucht herauf und überwölbt das natürliche Volkswachstum, wie das Wachstum des nationalbewußten Staatsvolkes abermals mit einem neuen Entwicklungsziele: dem Ziele des Idealstaates, des Menschheitsstaates, der geeinigten Menschheit. Je heller das Licht, in um so größere Tiefen, in um so weitere Breiten dringt sein weckender Strahl, und so sehen wir heute diese höchste Forderung gerade von den Volkselementen der halben Welt getragen, die bisher individualisierter Kultur noch am fernsten standen, von den Massen. — Und hier steigt nun die Frage auf, was man tun soll? Soll man diesem Drange unbesehen nachgeben, allen also das gleiche Recht zugestehen? Oder soll man unterscheiden? Die Frage ruft eine andere wach: was will man denn?

Wenn ich durch einen Wald gehe und sehe, wie aus einer Wurzel oft bis zu einem Dutzend und mehr gleich dicke, gleich krumme, gleich kümmerliche Stämme heraustreiben, so sage ich: ach was, Knüppelholz, gut vielleicht für den Holzhändler, aber schlecht

und unschön für den Baum! — Da hat man offenbar, wie bei allem Strauch- und Krauchwerk, die Krone bei der Wurzel beginnen lassen und ein Stammwachstum, ein Höhenwachstum ausgeschaltet. So brachte man es dann zu einer allgemeinen, aber selbst für die „Individuen“, jene einzelnen Stämme wertlosen Gleichheit. Ich gehe weiter; da sehe ich, wie aus einer solchen Wurzelsiedelung ein Stamm stolz und stark in die Höhe geschossen ist, wie alle seine Nebengenossen unter seinem Schatten nur noch kümmerlicher wurden und offenbar über kurz oder lang eingehen werden. Eingehen — das heißt: sie werden als Individuen sterben, dorren, faulen, und jener eine stolze Stamm, wird nicht nur die Kraft der ganzen Wurzel für sich haben, sondern auch alle jene wieder zu Erde gewordenen Elemente in sich aufnehmen, die einmal die kümmerliche Existenz seiner Wurzelgenossen bildeten. Nun aber wird er diese Elemente zur Höhe, zu seiner Höhe tragen. Sie werden durch seinen Stamm hindurchgehen und in seiner Krone zu neuen Zweigen und Ästen werden, und das Licht der Sonne wird auf ihrem glänzenden Laubwerk ruhen. Und da haben wir wieder eine Gleichheit, aber nicht unten, sondern oben. Wollen wir die? Wenn ja; dann ist die Bedingung: durch die Wurzel hindurch und durch den Stamm hinauf! Und das heißt volle und freudige Hingabe meines Sonderwachstums an das stolze Höhenwachstum meines Volkes.

Aber es gibt noch andere Arten, eine Gleichheit zu erzielen. So z. B. bei jener Linde, unter der eine alte Dame ihren Ruhesitz aufschlug und den Genuß ihrer Zinsen verdaut. Man sägte da die Krone heraus und alle Triebe, die zur Höhe wollten, schnitt man ab. Ein flaches Schutzdach wurde so erzielt ohne jede Schönheit, ohne jeden Höhentrieb — einfach glatte gleichmäßige Nützlichkeit. Wollen wir so etwas aus unserem Volkswachstum machen? Aus unserer lebensprühenden Germania?

Oder wollen wir nur die Krone herausbrechen und dann alle Zweige zur Höhe schießen lassen in wilder, ungepflegter Konkurrenz? So wird vielleicht ein Besen aus unserem Wachstum, aber eine Schönheit und Harmonie nicht. Frankreich versuchte das; wir sehen den Erfolg davon. Nach dem Untergang der Monarchie ist Frankreich an innerer Harmonie ärmer, an Kulturgut kümmerlicher, an äußerer Macht und Kraft schwächer geworden, schwächer infolgedessen auch an Zuversicht zu sich selbst. Die aufgeblasenen Reden sind ein Zeichen seiner Schwäche, wie das Suchen nach Helfern in aller Welt. Der Ochsenfrosch, der sich so lange aufbläst, bis er an seiner Aufgeblasenheit platzt!

Oder gar Umstülpung — Revolution! Die da unten sollen ein-

mal hinauf. Also dreht man den Baum um, die Krone in die Erde, die Wurzeln mit allem daranhängenden Erdreich in die Luft, in die Höhe! Na denn, die „unten“ haben nun den Platz an der Sonne, aber allgemeines Welken, allgemeines Sterben ist das Ende vom Lied. Wir sehen, man muß wissen, was man will, ehe man sich daranbegibt, zu tun. Man muß wissen, was das in jedem Augenblicke der Entwicklung Notwendigste ist, bevor man allen möglichen Wünschbarkeiten Zaum und Zügel schießen läßt. Das letztere darf sich ein Philosoph gestatten, weil er ja nur im Theoretischen, Abstrakten, im rein Geistigen, nicht aber in der Praxis und in der Wirklichkeit schafft. Der Staatsmann aber darf und soll sich das nicht gestatten, er soll die Wirklichkeit und das Notwendige bemessen.

Sehen wir nun nach dieser Seite hinaus, fragen wir zum Beispiel einmal, worüber die gefangenen französischen Soldaten am bittersten klagen? Worüber die englischen Soldaten, Matrosen, Politiker? — so offenbart sich die Not, woran jene Völker leiden. Wir hören, woran es fehlt: an der Führung. Es mag einer ein ganz hervorragender Advokat sein, so wog und wiegt er doch nur Gründe gegen Gründe; er ist geistig vor allem findig in der Begründung seiner Sache; er besitzt die volle Gabe des Wortes. Als Mann der Tat aber vor die Notwendigkeit des Augenblicks gestellt, kann er eine ganze Null sein und nichts zu Wege bringen, als neue Reden, neue Erwägungen, neue Theorien, die um so ausschweifender werden, je weniger er Kenner und Meister der wirklichen Lage und ihrer Erfordernisse ist. Man sehe nach Frankreich, England, Rußland, Amerika — es ist überall das gleiche. Die Völker vergaßen die Züchtung der Führer für den Fall der Not. Sie züchteten Geschäftsleute, Redner, Advokaten, Illusionisten. Und wir selbst! Waren wir nicht auf ähnlichem Wege? Denken wir an die Diplomatie, die innere Politik zum Teil, ja, selbst an die Armee zur Zeit der Walderseeepoche, und denken wir daran, daß ein Stab von Generälen und Offizieren älterer Zucht noch in diesem Existenzkampfe für uns einspringen konnte. Wenn die Geschichte lehrt, wie sie meistens nicht lehrt, weil man sie nicht kennt, so sollte man sie jetzt kennen und den Schluß der Notwendigkeit — des Not-Wendenden — ziehen: es ist die Aufgabe und die Pflicht eines Volkes, sich seine Führer zu züchten. Dazu jedoch ist die „Demokratie“ nach dem Muster des Westens die am wenigsten geeignete Grundlage. Sie züchtete Redner, Spekulanten, Dialektiker, Verhandlungsleute von trivialem Geschmack und mit mittelmäßigen Zielen. Vor große Aufgaben gestellt, überschlagen sich ihre Gedanken ins Uferlose. Sie phantasieren von der Organisation der Menschheit, ohne es dahin bringen zu können, die Organisation ihres eigenen Volkes zu beleben und ins Werk zu

setzen, und anstatt an die schwere und große Aufgabe einer internationalen Verständigung heranzutreten, schweiften sie sofort wieder kosmopolitisch aus und verschreiben ein Rezept, wonach sich nun jeder einzelne in der Welt und alle Völker in der Welt richten sollen. Ohne den Totschlag aller derjenigen, die nicht schon gleich den Rezeptschreibern zu kosmopolitischen Ideologen geworden sind, ist dieser Wahnsinn nicht möglich. Darum müssen wir endlich frei werden von dieser Art *liberté, égalité, fraternité*. Die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die uns nottut, kann nur eine deutsche sein; auf dem Grunde des deutschen Volksgewissens, wie es gewachsen ist, müssen wir sie suchen, und wir werden sie dort finden, sobald wir ehrlich danach suchen.

Unter den prächtigen Arbeiten von Justus Möser ist eine der schönsten: „Gründe, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben.“ — Man lese sie heute und man hat einen Einblick in die innere Haltung eines natürlichen Volkswachstums, wie es in ähnlicher Kraft sich vielleicht nur bei den ostelbischen Junkern, den Agrariern und staatsstarken Preußen der „Demokratisierung“ gegenüber ausspricht. Bei Möser redet einer der Alten also: „Lieben Freunde und Rechtsgenossen, wir haben uns in dieser Mark als Männer vereinigt, welche Ehre und Gut besitzen; die Gesetze, worüber wir uns verglichen haben, gründen sich auf diesen Besitz; die höchste Strafe ist der Verlust desselben, und die minderen Vergehungen werden mit einem Teil unseres Vermögens gebüßt. Was sollen wir aber mit freien Neubauern anfangen, die, wenn sie ein Verbrechen begehen, ihre geringe Hütte, ihr Gärtchen oder ihr anderthalb Scheffel-Saat Landes im Stiche lassen und davon flüchten können? Unser einer, der einen ganzen Hof besitzt, der mit seinem Hofe auch seinen Stand und seine Ehre unter uns einbüßt und, wo er sich auf flüchtigen Fuß setzt, überall mit seinen Kindern nichts als die Knechtschaft oder ein schlechtes Los zu erwarten hat, wird sich wohl hüten, die Gesetze zu brechen. Unser einer wird nicht gern sein ganzes oder halbes Vermögen daran wagen, um seinen Nachbarn totzuschlagen. Wie können wir aber von Neubauern, die wenig oder nichts zu verlieren haben, ein Gleiches erwarten? Werden wir dadurch gebessert, wenn sie ein Verbrechen begehen, daß wir ihnen ein elendes Leben nehmen oder sie mit Ruten peitschen lassen? Können wir Leute, die unter solchen Strafen stehen, für unsere Rechtsgenossen erkennen, sie mit zu unseren Versammlungen ziehen, und, wenn sie sich, wie leicht vorher zu sehen, gleich den Heuschrecken vermehren werden, von der Mehrheit ihrer leichtfertigen Stimmen das Wohl unseres Staates und unser eigenes abhängen lassen? Werden sie nicht mit der Zeit, wenn sie von den

Mächtigeren geheget und geschützt werden, diesem ihrem Schutzherrn zu gefallen, unsere Verräter und Unterdrücker werden? Werden sie nicht bald den größeren Haufen ausmachen und eine ganz neue Gesetzgebung erfordern? Kann ein solches liederliches Gemengsel anders als durch Leib- und Lebensstrafen regiert werden? . . . Warum sollen wir dergleichen Leute in unsern Marken sich ansetzen lassen? Im Kriege kommen sie uns nicht zu statten; von einem elenden Kotten können sie sich so wenig Waffen als Unterhalt schaffen; und mit Billigkeit können wir auch nicht fordern, daß sie sich für einen Staat aufopfern sollen, der ihnen nichts als eine elende Hütte erlaubt hat.“

Unleugbar ist ein ganzer, geschlossener Zug in dieser Gedankenreihe. Und wenn wir auch nicht mehr „gerade ebenso denken“, wie Möser dies noch unter gewissen Voraussetzungen annahm, so ist doch eins sicher: ein Stand — der Stand — der einmal den Staat ausmachte und trug, sorgte da mit vollem Bewußtsein und in starker Folgerichtigkeit für die Existenzsicherung seines Staates. Die Art dieses Denkens erweckt mit ihrer Entschlossenheit Bewunderung. Auch sieht Möser die kommende Höhensenkung der Strafgesetzgebung voraus: von der Strafe an Ehre und Gut zu der Strafe an Leib und Leben. — Weiter dann die Folgerung: Kein Wahlrecht, dann aber auch keine Wehrpflicht! Und liegt nicht umgekehrt eine fast volle Bestätigung der Richtigkeit dieser Denkart vor, wenn wir uns des Hohnes erinnern, den gewisse Theoretiker der sogenannten „Enterbten“ ehemals bei dem Worte „Vaterland“ ausspien? Und warnten nicht diese gleichen Theoretiker die Arbeiter vor der festen Siedelung auf einem eigenen Stückchen vaterländischer Erde? Sie versklavten sich dadurch nur noch mehr, so wurde gepredigt. Aber wächst nicht aus dem kleinsten Stückchen eigenen Grundes auch das Heim- und Herrengefühl? Und ist nicht das gerade die Grundstimmung, deren der Staat bei seinen Bürgern bedarf?

Nein, Freizügigkeit vor allem! — so hieß es. Und daneben verlangte man staatliche Allmacht. Steckt da nicht ein tiefer Widerspruch? Wie ein Schicksalsspruch lautet der Satz der Staatsrechtslehre: „Nomadenvölker bilden keinen Staat, weil sie nicht sesshaft sind.“ — Und das moderne Nomadentum? Woher soll denn ihm das staatliche Einheitsgefühl erwachsen? Damit auch das staatliche Pflichtgefühl? Klingt nicht, wenn auch in noch so abgeschwächter Form, der Sinn jenes Spruches noch in der Bestimmung nach, daß man erst nach ein- oder mehrjähriger Ansiedelung Vollbürger einer Gemeinde werden könne? Und Ansiedelung nennt man da das, wenn einer sich heute

in einem Hause ein oder ein paar Zimmer mietet und er nach einem oder ein paar Monaten ein anderes Zimmer in einem anderen Hause bezieht. Ist da der Begriff der „Seßhaftigkeit“, die die Grundlage der Staatenbildung sein soll, nicht schon ungemein flüchtig und flüchtig geworden? Und mit solcher wurzellosen Flüchtigkeit vielleicht auch der Staatswille, die Staatsgesinnung? Wächst hier nicht eins aus oder zum mindesten mit dem andern?

In jenem Zusammenhange fiel das abweisende Wort „Gemengsel“. Ja „Ungeziefer“ nannte der Alte bei Möser gar jene an Geburt und Ehre nicht gleichstehenden Neubauern. Und Möser selbst rügte einmal, wie wir hörten, die Verminderung der Schande der Huren und Hurenkinder als einen solchen Fehler gegen die Politik, daß er nicht sehe, „wie alle Menschenliebe unserer Zeiten ihn entschuldigen wolle“. Die unpolitische Philosophie seines Jahrhunderts zeige da ihre Macht, und die neumodische Menschenliebe erhebe sich auf Kosten der Bürgerliebe. Daß es bei Möser an Einsicht in den Zusammenhang der Dinge gefehlt habe, können wir nach solchen Urteilen wohl nicht mehr behaupten, und unzweifelhaft hat diese „Ehre“, der wir da überall, von dem heilig gehaltenen Vorzug, „aus reinem Ehebett erzeugt zu sein“, bis zur Ehre des preußischen Offiziers, wie Friedrich der Große sie heranzubilden suchte, Großes gewirkt. Deutlich und klar tritt hier hervor, daß wir uns auf geraden und einfachen, aber starken Linien bewegen, solange das natürliche Volkswachstum seine Gesetzmäßigkeit noch zur Geltung zu bringen vermag. Alles ist da stark und streng und der Wille kannte sein Ziel. Diesseits aber, wo mit dem modernen Staatsproblem der Mensch — die Menschheit — in Sicht tritt, wird alles Frage und Problem. Alles wird flüchtig und unstät. Und doch gehört beides zusammen: Leben und Erhalten, Festes, das allem Fließenden das Ufer bildet und bilden muß. Es ist mithin gar nicht die Frage, ob jene Erhaltenden Unrecht hatten oder haben; sondern das ist die Frage: wo haben sie Unrecht? Wo geriet ihr Sehen zu kurz? Zu kurz auch zu ihrem eigenen Schaden? Und wo geriet und gerät das Leben bei ihnen zu kurz?

Wir antworten mit einem Satze: da, wo sie die Solidarität des Oben mit dem Unten nicht erkannten, wo ihnen die Einsicht in die Einheit eines Volkswachstums nicht wurde, wo sie nicht sahen, daß ihr eigenes Blut einmal der Erneuerung, ihr eigenes Wachstum der Erweiterung, der Ausbreitung, der Auffrischung bedarf.

Diesen gewissermaßen rein physiologischen Faktor übersah der Alte bei Justus Möser. Und nach ihm übersahen ihn unendlich viele und übersehen ihn bis heute. Die Zeugungskraft eines geschlossenen Volksteiles (Kaste, Klasse u. ä.) erlischt einmal, wie diejenige eines

einzelnen Menschen. Sie bedarf der steten Erneuerung. Jenes Gemengsel aber — das fühlten die Alten sehr gut — konnte ihnen den Ersatz nicht bieten. Also schlossen sie ihm die Türen. Und das war falsch.

Wir betonten, daß dem Willen des Einzelmenschen, der ihn zur Ehe, zu irgendeinem Berufe usw. treibt, im Grunde nicht nur der Wille zu leiblicher Zeugung zugrunde liege, sondern zur Zeugung, zum Schaffen irgendeiner Art. Alles Schaffen aber kann individueller, kann vielleicht sogar allgemeiner Ersatz der leiblichen Zeugung werden; nur das kann es nie werden — natürlicher Ersatz. Diese natürliche Grundlage des lebendigen Volks- und Einzelwachstums muß auch auf allen weiteren Entwicklungsstufen Grundlage bleiben.

Und da fragt es sich nun: was man will? Will man das natürliche Wachstum eines Volkes nur restlos erhalten sehen? Dann bleibt nichts übrig, als Ausschluß alles Fremden, und zwar radikaler Ausschluß. Das aber würde für die alte preußische Tradition nicht nur Ausschluß der Dänen etwa, oder der Polen, sondern auch den Ausschluß der Juden, der Sozialdemokraten und Katholiken, der Freidenker und Konfessionslosen, vielleicht sogar noch der Rheinländer, und der ehemals nicht preußischen Westfalen bedeuten: den Ausschluß von allen aktiven Rechten und Ämtern. Ihnen allen käme kein aktives Bürgerrecht, sondern nur Schutz- und Gastrecht zu. — Es gibt noch Menschen, die von dieser Gedankenrichtung beherrscht werden, und uns gilt es zu erkennen, daß diese Gedankenrichtung keineswegs unlogisch und unnatürlich ist, daß sie aber in ihrer Ausschließlichkeit veraltet und rückständig ist.

Denn Preußen führte das nationale bewußte Staatsleben in Deutschland mit herauf, jenes Staatsleben, wo, wie Gierke betont, nicht nur der Volksgenosse rechtsfähig, sondern jeder Mensch rechtsfähige Vollperson ist. Also muß man in Preußen auch selber aus jener preußischen Ausschließlichkeit heraustreten und alle nationalen und staatswilligen Elemente in den Kreis der bürgerlichen Rechtsgeltung aufnehmen und einbeziehen. Den Kreis der Rechtsfähigen also mußte man erweitern, den Kreis der zuzugestehenden Rechte aber suchte man dafür zu verengern, indem man die höchsten Rechte, die Entscheidung über die letzten Fragen: oberste Staatsämter, Krieg und Frieden, und andere in die Hand des Königs legte.

Erinnern wir uns nun jenes alten Sachsen, der sein Recht und seine Ehre nicht mit den Neubauern teilen wollte, so war unser Urteil: die radikale Ausschließung war falsch. Eine züchtende Auslese aus jenem „Gemengsel“ wäre vielmehr die neue Aufgabe gewesen. Die Auswahl aber überließ man sich selbst, und die Natur besorgte

sie ja auch trotz alledem auf weiten Wegen und Umwegen. Auch so wurde es mit der Zeit offenbar, daß das staatliche Wachstum ein wirklich organisches Wachstum ist, das wohl mit dem Verstande verstanden und mit der Vernunft vernommen werden kann, das aber durchaus nicht nur als Verstandes- oder Vernunftserzeugnis zu betrachten ist. Und so treten wir an den Anfang unserer Darlegungen zurück.

22.

Daß etwas Gesetz im juristischen Sinne werde, ist nicht des Pudels Kern. Denn solche Gesetze halten wir alle nicht für ewig und absolut, sondern für zeitlich und relativ. Also schließen sie eine Abänderung, eine Aufhebung selbst nicht aus. Wir unterwerfen uns ihnen, solange es uns richtig erscheint. Ganz anders aber wird unser Verhalten, wenn das von Menschen Gemachte, das Willkürliche zurücktritt, und wenn die Erkenntnis aufdämmert, daß aus solchen Gesetzen oder Einrichtungen die Natur mit ihrem unerschütterlichen Willen zu uns spricht. Niemals können wir von dieser Grundlage, die wir sind, los: lebendige Organismen nämlich, keine bloß verstandesmäßige Bürger-Untertanen- oder Parteigenossen-Konstruktionen, und wir bäumen uns dagegen auf, wenn man uns nur als solche betrachten und behandeln will.

Wie aber jeder einzelne von uns nicht nur Bürger oder Untertan sondern auch ein lebendiges Wesen ist, so ist auch die Gesamtheit die wir bilden, nicht nur ein nach Paragraphen abgezirkelter Begriff, „Staat“, sondern auch ein lebendiges Staatsvolk. Als solches sind wir nicht nur eine „Analogie“ der Organismen, sondern wir sind tatsächlich ein organisches Wachstum. Gehören wir aber mit dieser Seite unseres Seins und Werdens der Natur an, so hat die Naturwissenschaft auch hier ihr Wörtlein mitzureden. Denn: „in weiterem Sinne“, sagt der Staatsrechtslehrer Rehm, „ist jede Geisteswissenschaft, auch die Kulturwissenschaft, Naturlehre. Denn der menschliche Geist und seine Schöpfungen sind nichts außer der Natur Stehendes, sondern ein Stück Natur. Die physischen Funktionen, auf denen doch alle Geistesprodukte beruhen, sind abhängig vom Zustande des Gehirns, seiner Ernährung, seinem Alter, seiner Gesundheit. Die Psychologie, als die Lehre vom Geist, ist insofern eine Naturwissenschaft und demgemäß auch die Lehre von den Geistesprodukten, somit auch die Soziologie.“

Wir sehen, daß es auch auf dem Gebiete der Staatsrechtslehre Männer gibt, in deren Augen die Lichtstrahlen der neuen Zeit eindringen. So führt Rehm selbst den Juristen Gierke an, der für alles Leben eine Naturgrundlage sucht. Ihm ist auch das soziale Gebilde ein reales Lebewesen, aber der menschliche Verband erscheint ihm nicht als ein natürliches Lebewesen; der soziale Körper sei ihm kein

reiner Naturkörper, er lebe kein natürliches, sondern ein geistiges Leben; er kenne Geburt und Tod des sozialen Körpers, aber keine natürliche Geburt und keinen natürlichen Tod. — Schön! Aber wenn man bis an diese Grenze der Erkenntnis und Anerkennung geht, ist dann nicht jeder weitere Streit ein Streit um Worte? So auch hier! Was wäre denn da natürliche Geburt und natürlicher Tod? Ist Geburt gleich Zellaufbau bis zur Erlangung der Fähigkeit einer eigenen und selbständigen Lebensführung, so gibt es auch für Staaten nicht eine Stunde, wohl aber eine Zeit der Geburt. Und ist Tod gleich Abbau der Zellen bis zum vollen Verluste jener Fähigkeit, bis zum Erlöschen und Auslöschen des eigenen Lebens und seines Eingehens in vielerlei neue Lebenserscheinungen, so gibt es auch für Staaten eine Zeit des natürlichen Todes.

Schon hier wird sichtbar, daß da noch große Dissonanzen bestehen, und viele Fragen noch der Lösung harren. Aber die Wissenschaft begann die Fragen zu sehen, und so wird sie ihre Lösung bringen. Mittlerweile jedoch läßt sich aus dem Feststehenden und Anerkannten doch noch ein Stückchen weiter gelangen. So betont Rehm, daß Kulturwerte Ergebnisse des Zusammenlebens bilden. Er folgert mit Recht, daß also Kulturwerte Gesamt- oder Kollektivkräfte seien. Und diese wieder, als Kollektivkräfte, seien einer beschleunigten Umwandlung fähig, als individuelle Kraft. So erhielten die Traditionsgüter — jene Kulturwerte also — eine höhere Bedeutung für das Sozialleben, als die Erbwerte. Jene vervollkommneten sich rascher, und ihr Besitz verleihe darum Überlegenheit im Daseinskampfe. Bessere Traditionswerte seien in kürzerer Frist zu erlangen, als bessere Anlagen. Darum seien sie letzteren sozial überlegen. Die Kultur schaffe Ersatz für mangelhafte Erbwerte. Auf geistigem Wege würden Mittel und Wege gefunden, die den Mangel tüchtiger Erbwerte ausglich. Die Kultur lehre technische Krafterzeugung. Dadurch würden auch generativ weniger gut Gebildete erhalten. Nicht bloß Mischung unter Guten finde statt, sondern Panmixie, und die Folge davon sei, daß mangelhafte Anlagen nicht ausgemerzt, sondern vererbt würden, eine Auslese also seltener werde oder ganz unterbleibe. Aus alledem schließt Rehm, daß die Bedeutung der Generativwerte für das Sozialleben herabgedrückt werde.

Wir schließen anders. Und wir schließen aus dem Grunde anders, weil wohl keine Zeit über die Natur, den Wert oder Unwert der Ersatzmittel mehr Erfahrungen gesammelt hat, als wir. Und darum glauben wir auch nicht an jenen Ersatz des Wohlgeborenseins durch Kulturwerte und Kollektivkräfte. Wir sehen aber folgendes: es findet da infolge der Panmixie eine Art Infektion des Volkslebens mit

minderen Werten statt. Diese Infektion schwächt den Volksorganismus und muß ihn auf die Dauer töten. Das Gefühl einfallender Schwäche aber steigert und treibt das Volksleben meist noch einmal zu fieberhaften geistigen Leistungen im Suchen nach neuer Stärkung und Gesundheit. Meist ohne Erfolg! Nur daß die Überanstrengung eines schon geschwächten Organismus dessen Kräfte um so schneller verzehrt. Die Minderwertigkeit nimmt überhand, und so tritt ein, was Rehm in eigentlich unlogischer Verbindung nach seinen obigen Darlegungen weiter erörtert: es unterlagen Völker von hoher Kultur in dem Augenblick, „in dem bei ihnen die körperlichen, geistigen, sittlichen Anlagen der Individuen unter die Grenze dessen herabgezogen waren, was zur Aufnahme und Verwertung der vorhandenen Traditionsgüter erforderlich ist. Sie erlagen Völkern, die über höhere Generativwerte verfügten.“

Auch Rehm bestätigt, daß nicht Gleichheit der Menschen, sondern „das Naturgesetz der Varietät“ herrsche. Er folgert hieraus ungleiche Behandlung der Menschen im Gemeinschaftsleben. Einer solchen stelle sich in etwa der Erwerb von Traditionswerten, wie der Unterrichtszwang u. a. entgegen, die die natürlichen Ungleichheiten ausgleiche. Wir sagen: auszugleichen sucht, aber nicht ausgleicht. Für die ungleiche Behandlung, das heißt für den Gedanken der Individualisierung biete die Deszendenztheorie die wissenschaftliche Rechtfertigung. Keineswegs aber sei aus dem Prinzip abzuleiten, das aktive Wahlrecht dürfe kein allgemeines oder wenigstens kein gleiches sein. Wolle beschränktes oder wolle ungleiches Wahlrecht gerechtfertigt werden, so könne dies nicht vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus geschehen, sobald das Prinzip allgemeiner Schulpflicht bestehe. Denn mittels dieser werde bei der großen Mehrzahl der geringer Veranlagten die natürliche Minderwertigkeit durch Aneignung von Traditionsgütern einigermaßen ausgeglichen.

Und diesen Schluß, wenn man ihn in seiner Bedingtheit und Zaghaftigkeit noch einen Schluß nennen kann, halten wir für falsch. Denn nicht nur daß das einigermaßen oder in etwa Ausgeglichenwerden noch lange keine Gleichheit bedeutet, so wird auch der Scheinbildung auf diese Art ein Einfluß eingeräumt, der auf ein Volksleben geradezu zerstörend wirken muß. Alles das, was in mühevollster Emporarbeit an Charakterbildung, an wirklicher und echter Seelenformung und Willenserziehung errungen, was von den Helden und Vorläufern eines Volkes als Ziel und Beispiel und Vorbild hingestellt wurde, bedarf der unausgesetzten Pflege. Es kann nicht durch bloße Kenntnisnahme in Eigenbesitz umgewandelt werden, sondern alles, das Höchste und Schönste, was da die Schule vermitteln kann, ist

eben die Kenntnisnahme, die durch sie erweckte Sehnsucht nach gleichen Werten, das Streben, der Anreiz zur Nacheiferung. Das ist die Möglichkeit: ein Erwecken, ein Neupflanzen von Wünschen. Aber erst wenn diese vorab nur intellektuelle Überbauung Wirklichkeit wurde im Kampfe und in der Entwicklung des eigenen Lebens, könnte von einer werdenden Gleichheit gesprochen werden. Daß hier ein „einigermaßen“ u. dgl. durchaus nicht genügt, sondern volle Reife verlangt werden muß; daß diese Reife selten, wie wir sahen, schon in einer Generation ermöglicht wird und zur Höhe ihres Wachstums emporsteigt: das eben zeigt, wie trotz der allgemeinen Schulpflicht die Ungleichheit fortbesteht. Und nicht minder zeigt dies auch jedem von uns das Leben selbst trotz alledem da, wo die Probe zu bestehen ist: ob selbst bei Verletzung oder Zurücksetzung der eigenen Interessen die Stärke des Charakters groß genug wurde, die Freude an der Kraft, an den Schönheiten und Helligkeiten eines Volkslebens, eines Staates nicht zu verdunkeln und zu verbittern.

Fährt Rehm nun gar fort: möglich sei eine Abstufung des allgemeinen Wahlrechtes lediglich unter dem Gesichtspunkte, daß der Besitz der einzelnen an für den Staat wertvollen Traditionsgütern (Bildung, Erfahrung, Vermögen, Dienstleistung, Familie) nach Zahl und Art nicht ein und derselbe sei: so lassen wir ganz dahingestellt, ob nicht darin ein Widerspruch gegen seine erste Aussage enthalten ist, betonen aber, daß hier von wirklichem Besitze und nicht von dem Wunsche, der Idee; dem Ideal eines solchen Besitzes die Rede ist; daß ferner dieser wirkliche Besitz eine Errungenschaft ist, die nicht in einer Generation zu bewerkstelligen ist, sondern erst in einer Generationenfolge, daß er mithin unweigerlich auf eine Deszendenz hinweist.

Will Rehm ferner der naturwissenschaftlichen Betrachtung entnehmen, daß es kein Naturgesetz des Völkerverfalles gibt, daß dieser nur eine geschichtliche Erscheinungsregel sei, so setzen wir dem die einfache Tatsache entgegen, daß ein Organismus, also auch ein lebendiges Volk eine bestimmte und begrenzte Größe an Kraft und Anlage darstellt. Ist diese entwickelt und jene zu ihrer Höhe gelangt, so tritt unabwendbar die Zeit des Niederganges ein. Ob dieser von der Erscheinung einer geistigen Erhöhung, einer Vergeistigung also, begleitet ist, ändert an der Tatsache des Niederganges als Organismus, des leiblichen Verfalles nichts. Es ist darum nicht von großer Bedeutung, wenn man darin nur eine geschichtliche Erscheinungsregel oder ein Naturgesetz „in weiterem Sinne“ sehen will. Das aber ist von Bedeutung, daß Kultur erhalten bleibt.

Auf die Dauer aber kann sie nur erhalten werden, „wenn die

Generativwerte des Volkes gut bleiben“, sagt nun auch Rehm. Und er sagt weiter: „Die durch den Kulturfortschritt verursachte Schwächung des Anlagefonds der Nation muß Beseitigung erfahren. — Die infolge Kulturfortganges eingetretene Störung der unbewußten, der natürlichen Auslese, hat in einer bewußten, in einer künstlichen Auslese unter den Erbwerten Ersatz zu finden. Die Bevölkerungspolitik darf nicht nur eine quantitative sein, sie muß auch eine qualitative werden. Neben die National- und Sozialökonomie hat die National- und Sozialbiologie zu treten. Nicht daß damit einem Heiratszwang für generativ gut Veranlagte das Wort geredet werden sollte. . .“

Wir sehen, auch Rehms Gedankengang mündet, wenn auch noch halb ablehnend, bei der Ehefrage. Man kann an dieser Frage, wenn man das Gebiet der Staatsreform betritt, nicht vorbei. Sie bildet die Grundlage, da es eben kein anderes Mittel gibt, die Generativwerte des Volkes dauernd gut zu erhalten.

23.

Bis hart vor eine Ablehnung der Reform des preußischen Wahlrechts führte uns der Weg. So scheint es. Aber ist dem wirklich so? Die eine Frage gibt uns sofort Aufschluß: dient denn das bestehende Wahlrecht dem Leben und seiner Gesundung, wie es hier verlangt wurde? — Und wenn nicht, was dann? —

Wir hörten von Friedrich dem Großen und seiner bewußten Bevorzugung des Adels bei der Versorgung des Heeres mit Offizieren; wir hörten von seiner Sorge für die Erhaltung des adeligen Grundbesitzes, von seinem Bemühen, Urteilskraft und Ehrgefühl zur Entfaltung zu bringen. — — Wir hörten ferner Friedrich Nietzsches Ruf nach einem neuen Adel. — — Wir sehen heute hinaus und erkennen, was da von den so vielfach befehdeten Junkern, den Agrariern und Ostelbiern, geleistet wurde: für die Volksernährung, für die Kriegsbereitschaft der deutschen Landwirtschaft u. a. Freilich, schon manche „Bürgerliche“ stehen in ihren Reihen. Aber weiter treten die Namen der Männer vor uns hin, denen Deutschland in den letzten Generationen so außerordentliches verdankt: die Bismarck und Moltke und Roon, die Hindenburg, Zeppelin, Spee, Dohna und viele viele andere. Da fehlt es nicht an höchster persönlicher Tüchtigkeit, nicht an geistiger Arbeitsleistung von höchster Qualität. Sicherlich dürfen wir da noch nicht von einem Ermüden, Verfallen oder gar Verkommen unseres Geburtsadels reden. Denn aus morscher Wurzel würde solche Willenskraft, solche Stärke des Charakters nicht mehr sprießen. Wieviel „bürgerliches“ Blut schon in den Adern dieser Großen floß und fließt, das läßt sich so schnell ja nicht ausmachen. Zudem: wieviel echte

Wettbewerber aus anderen Volksschichten traten bei dieser ungeheuern Tüchtigkeitsprobe neben diese Aristoi unseres Adels.

Trotzdem sahen wir, daß die äußere Zugehörigkeit zu einer von alten Schranken umgebenen Volksschicht keine Sicherheit gegen Verfall bietet, daß sie auf die Dauer keine Gewährleistung besonderer Tüchtigkeit ist. Und ebenso oberflächlich wäre die Meinung, in anderen Volksschichten wäre eine auslesende Zucht und Erziehung bisher unmöglich gewesen. An den Früchten erkennt man, daß eine solche stattgefunden hat. Die enormen Leistungen sprechen dafür. Wir müssen eine solche Auslese voraussetzen. Ja, wir müssen sie vielfach sogar bis in die untersten Volksschichten hinein voraussetzen, so schwer sich auch gerade hier Generationen hindurch eine solche Auslese festhalten, durchführen und später nachweisen läßt. Ein Ersatz der natürlichen Auslese durch die wirtschaftlich-soziale wäre aber gerade für die unteren Volksschichten fast noch verderblicher, als für die oberen. Die Guterhaltung der Generativwerte würde dadurch nicht gesichert.

Ebensosehr, wie man Verkommenheit bis in die obersten Schichten hinein findet, ebensowenig würde ein Zurückgreifen auf die unteren Schichten lauter unangetastetes, reines und unverbrauchtes Naturgut des Volkes zutage fördern. Hier fließt nicht nur der Jung- und Gesundbrunnen des Volkes, sondern trübe Schlammweiher liegen oft dicht daneben. Der Schlamm aber soll mit dem Öffnen der Schranken nicht als „gleichberechtigt“ mit nach oben quirlen. Eine Trübung des ganzen Volkslebens würde die böse Folge einer solchen hastigen und überstürzten Unklugheit sein. Es ist eben mit Schlag- und Stichworten einem so feinartigen Wachstum gegenüber, wie es ein Volksleben darstellt, nichts zu machen. Und sind wir einmal das Volk der Mitte, so sollten wir auch von den Vorgängen links und rechts, von den Revolutionen und Reaktionen um uns herum gelernt haben. Kindische, unfertige oder verbohrt Köpfe sind es, die sich von dem brutal aufpeitschenden und im Grunde doch philiströser Impotenz entstammenden, verstandesmäßig öden Radikalismus der westlichen „Kulturvölker“ verdrehen lassen. Für unser Volk sollte und dürfte nichts anderes gelten, als die Notwendigkeit des preußisch-deutschen Staates.

Drei Richtlinien sind es, die über diese Notwendigkeit entscheiden: 1. die Linie des natürlichen Volkswachstums, 2. die Linie des bewußt nationalen Staatswachstums, 3. das Wachstum der Menschheit und Menschheitskultur. Diese drei Strebungen wollen zu einer Harmonie gelangen. Das natürliche Volkswachstum, seine Gesunderhaltung und Kraft müssen wir wollen, weil es der Träger von allem andern, wie

seiner selbst ist. — Das bewußt nationale Staatswachstum müssen wir wollen, unserer eigenen Entwicklungsstufe entsprechend, die uns aus dem Unbewußten hinausführte in das Alter, wo Menschen nachzudenken beginnen, wo nicht nur mehr blinder Instinkt, sondern Vernunft und Besonnenheit Einfluß auf das menschliche Handeln auszuüben anfangen. — Und die dritte Strebung müssen wir wollen als Rechtfertigung nicht nur unserer natürlichen und staatlichen Entwicklung, sondern weil wir selbst ein Teil dieser Menschheit sind. Entspricht die Zeit des natürlichen Volkswachstums der Zeit der ungebrochenen Jugend eines Volkes, wie diejenige des staatlichen Wachstums der Zeit der Mannesreife entspricht, so diejenige der Menschheitskultur dem Alter eines Volkes, seiner werdenden Reife, wo sie als idealistische Vorwegnahme der späten Zeit der Menschheitsvollendung das eigene Wachstum des Volkes und sein Alter wie mit den Gluten des Abendrotes zu überleuchten beginnt.

Die politische Harmonie aber unseres Handelns kann sich nur nach der einfachen Frageformel richten: Was ist in jedem besonderen Falle von den drei Wünschbarkeiten das zeitlich Notwendige, daß wir mit unseren Entschlüssen und mit unserem Handeln der Stärkung des Volkswachstums oder der Entwicklung des Staatswachstums oder der Sehnsucht zum Menschentum den ersten Platz einräumen?

Stellen wir unsere Fragen in dieser Weise ein, so ist heute bei ihrer Beantwortung nicht außer acht zu lassen, und hier muß an allererster Stelle die eine, nicht wegzuleugnende Tatsache Anerkennung finden, daß uns aus der preußischen Zucht und Erziehung Männer erwachsen, die unser höchstes Vertrauen genießen, die eine innere und äußere Stütze unseres Volkes sind, und auf die wir mit vollem Recht stolz sein dürfen, wie auf edelstes Menschengut. — Dann aber:

Seit Aristoteles kennt man die Aufeinanderfolge der Wandlungen eines Volkswesens von der Monarchie zur Aristokratie, von ihr zur Oligarchie, die von der Tyrannis (Absolutismus) abgelöst wird, worauf die Demokratie folgt. Diese fünf Stufen sind in ihrer regelmäßigen Folge ganz oder zum Teil überall wiederzuerkennen, wenn auch Roscher und andere sie in einigen Punkten zu präzisieren versuchen. — Allen Geschichtsforschern aber ist ferner die Tatsache bekannt, daß der volle Sieg der Demokratie den Anfang des Verfalles bedeutet. Es geht von ihr aus nicht zu einer höheren Kultur hinauf, sondern nach meist kurzen Versuchen, zu einer Verallgemeinerung der Kultur zu gelangen, zu ihrer „Vergemeinerung“ hinab. Das wissen alle wirklichen Geschichtsforscher, wie gesagt, und von ihnen könnten es auch diejenigen wissen, die so tun, als hätten sie heute das Rezept in der Tasche, wohl die Verallgemeinerung herbeizuführen und zugleich den Verfall zu verhüten. Machten sie nur die Augen und Ohren auf, sie

würden die Leute heute schon sehen und hören, die auf den Niedergang nicht nur Deutschlands, sondern auf den Verfall Europas, ja, auf die endgültige Entthronung der weißen Rasse warten und hoffen und sich darauf einzurichten beginnen. Allein es gibt auch in den Kulturländern Europas, ja selbst bis in die Redaktionen großer Zeitungen hinein Leute, die nicht hören und sehen wollen. Da drehen sich denn die alten Walzen mit den alten Melodien, und alle diese Melodien klingen immer noch mehr an die Marseillaise an, als an ein echtes deutsches Volkslied.

Sind nun aber jene fünf Stufen Schicksalsstufen alles Völkerlebens? Müssen auch wir uns ihnen unterwerfen? Und steht jene erste Verfallserscheinung, die Demokratie mit all ihrem unechten Kulturkram vor unserer Türe, so daß es heißen muß: Also auf die Türe! Es lebe der feine Schund!?

Ist das so? — Muß es so sein! — Nein! Denn, wie jenes eine Tatsache ist, daß der Sieg der Demokratie bis heran in der Geschichte stets eine Verfallsperiode einleitete, so ist auch das andere eine Tatsache, daß die Periode des Strebens zur Demokratie meist die blühendste Periode eines Volkslebens ist. Woran liegt das?

In der Zeit der Vorbereitung der Demokratie, in der Zeit des Strebens und Emporwollens sind eben alle idealistischen Kräfte an der Arbeit. Da bekommen sie freie Bahn, da finden sie das Wort für viele und wissen zu sagen, was manchen bedrückt. Da lodert der Glaube empor, jenes höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit wäre für alle und jeden sofort zu haben oder zu schaffen, wenn man nur Freiheit gäbe, wenn die bösen Menschen, die da die Türe zu jenem Glücke zuhalten, endlich an die Wand gedrückt würden; kurz, wenn man nur jedem das aktive und passive Wahlrecht und alle möglichen sonstigen Rechte und Freiheiten vermittelte. Dieser hohe Glaube an die Menschheit und insbesondere an die Menschen des eigenen Volkes ist so schön, so erhaben, daß man meint, die Verwirklichung beschleunigen zu müssen, beschleunigen zu können. Die Demokratie gelangt zum Siege. Und das Ergebnis?

Der Idealismus verschwindet; die Wirklichkeit tritt auf den Plan, und es zeigt sich, daß die gerade lebenden Menschen doch noch nicht die Menschheit sind; es zeigt sich, daß das Stammwachstum, daß die Charakterbildung bei ungeheuer vielen noch nicht jene Knochenfestigkeit erlangte, die zum Tragen, zur Weiterbildung und Emporhebung der erreichten Kulturhöhe erforderlich ist, sondern daß das Streben der ungeheuer vielen auf das Spiel und auf den Genuß gerichtet war. Und selbst der Genuß beginnt den ehemaligen Rang zu

verlieren. Der Geschmack selbst wird „gemein“. Es macht den Eindruck, den man empfängt, wenn man hört, wie Melodien, die den edelsten Motiven entsprangen, und die einem hohen und herrlichen Geiste ihre harmonische Ausbildung verdanken, dazu benützt werden, die elendesten Spaß- und Schwankdichtungen zu begleiten. Und gilt nicht gerade in solcher Zeit eines derben, demokratischen Materialismus der Idealist als der allerlächerlichste Kerl unter der Sonne? Und die alten Götter gar! Ihre Gestalten verblichen, ihr Antlitz erstarrte, wie es uns Klinger malte in seinem Kolossalbilde „Christus im Olymp“. — Nur was da an Neugötterei erscheint, ist zu allermeist so kläglich und einfältig, daß es einen ernsten Menschen wirklich nicht zur Ehrfurcht zwingen kann. Und so auf allen Gebieten. Man sieht den Wandel und merkt nicht, woran es liegt. Einzig daran, daß die Träger der Herrschaft über das Leben wechselten. In der Zeit der Vorbereitung erklang das hohe Lied der Idealisten vom werdenden Menschentum. Sie traten zurück kurz nach oder gleich mit dem Siege der Demokratie über den alten Adel. Die niederen Instinkte gewannen die Bahn, die geistigen Bilderstürmer dringen vor und erringen die Herrschaft, bis sie herrschen in voller Nacktheit und Verlogenheit, wie heute die Grey und Poincaré, die Loyd Georges und Briand, die „Philosophen“ wie Wilson und die politischen Jobber aller Sorten, die die „Konjunktur“, die Lebensnot ihres eigenen Volkes und der Völker ausnutzen möchten zur Erlangung ihres eigenen materiellen oder seelischen Vorteils. Als ob man die Sophisten und ihre Art nicht schon längst gekannt hätte.

Aber trotz alledem und alledem ist das demokratische Streben, dieser wundervolle Idealismus, ein Zeichen der nahenden Reife einer Volkschaft. Das wahllose, mechanische und überhastete Durchführen demokratischer Grundsätze und Einrichtungen aber führt zum Verfall und bringt statt goldener Reife scheußliche Fäulnis. Man schimpfe auf das elende preußische Wahlrecht, so viel man will, so schwant mir doch, daß die Zeit noch einmal kommen könnte, wo man die Verlängerung der Vorbereitungszeit zur Demokratie, wie sie durch das Bestehen dieses Wahlrechtes mit bewirkt wurde, als Deutschlands und Preußens große Zeit bezeichnen und zurückersehnen wird. Denn das ist doch auch gar keine Frage: an den Schranken wuchsen auch die Kräfte, und die Schranken selbst verhüteten nicht nur den Einbruch des Gesindels, sondern leider auch den Eintritt anderer, guter Generativwerte. Immerhin zwang der Kampf für und gegen die „Freiheit“ auch unseren Adel, aus seiner Reserve hervorzutreten und sich in scharfer Konkurrenz um die Führung neu zu rüsten und zu bewähren.

Ist es aber so, daß ein Volk die Pflicht hat, sich seine Führer zu züchten und zu erziehen, so besteht für den Adel eines Volkes

die nicht geringere Pflicht, die Solidarität aller Volksgenossen, das Einssein des „Oben“ und „Unten“ zu erkennen und anzuerkennen. Weiß er denn, ob nicht der Enkel des heutigen Arbeiters oder Tagelöhners vielleicht sein eigener Nachfahre, der Erneuerer seines eigenen Blutes und Geschlechtes ist? Und fällt ihm damit nicht schon allein seinethalben die Sorge und Mitsorge dafür zu, daß dieses Blut sich rein und stark zu erhalten vermöge? Und fiele auch sein Schutz — das alte Wahlrecht — so hätte der preußische Konservative, der Junker, der Adel dann durch die Tat zu zeigen, daß er wirklich noch edelster Art ist, daß er auch ohne besonderen Schutz allein durch sich selbst noch imstande ist, den Wettbewerb um die Tüchtigkeit und um die dieser gebührende Stellung im Volksleben und im Staate auszuhalten.

Die Pflicht des ganzen Volkes ist und bleibt die Züchtung seiner Führer auf allen Gebieten. Das Leben eines Volkes bedarf der Höhe und der Höhenvermittlung. Halten wir darum fest an unsrer echten, landerwachsenen Monarchie! Und heilsamer und fruchtbarer für uns alle wäre es, dächte man nicht so sehr daran, wie man den alten Adel an die Wand drückt, sondern wie man auch ihn stärkt und stählt und verjüngt, indem man auf der breiten Wachstumsgrundlage unseres Volkes durch qualitative Auslese seiner besten Generativwerte einen neuen Adel schafft.



G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen

Soeben erschien

Die
Geschicke Deutschlands
seiner Verbündeten
und seiner Feinde
im Lichte alter Prophezeiungen

Neue Untersuchungen

über Weltkriegsprophezeiungen, die Entscheidungsschlacht am Birken-
baum, die Lehninsche Weissagung, rheinische und westfälische Seher,
englische und französische Kriegsprophezeiungen über Deutschlands
und seiner Verbündeten Schicksale

Von

Dr. F. Rohr

Preis Mk. 3.50

Das Buch enthält u. a. eine Prophezeiung von 1488 über die Kriegsdauer, von 1712 über Luftschiffe und Luftschlachten, ferner eine quellenmäßige, psychologisch interessante Untersuchung über bisher in Deutschland noch nicht veröffentlichte englische, französische und belgische Kriegsprophezeiungen über Deutschlands und seiner Verbündeten Schicksale, eine neue Deutung der Prophezeiung von der Schlacht am Birken- oder Krausen-Baum, der Prophezeiungen über die Geschicke der Hohenzollern usw.

Durch jede Buchhandlung zu bezi

Schwann, Mathieu,

Vom Staate Abh. über d. biologischen Aufbau, d. naturgesetzliche u.
geschichtliche Entwicklung v. Volk u. Staat

Essen 1918

Pol.g. 1045 r

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11127994-1